Ludwig Thoma

Assessor Karlchen

und andere Geschichten

Langens Markbücher Band 1

Langens Mark-Bücher

Band 1

Langens Mark-Bücher

Eine Sammlung moderner Literatur

Erster Band:

Ludwig Thoma

Assessor Karlchen

Albert Langen, München

Ludwig Thoma

Assessor Karlchen

und andere Geschichten

36. bis 45. Tausend

Albert Langen, München

Ein Verzeichnis von
Ludwig Thomas Schriften
findet man am Schluß
dieses Bandes.

Copyright 1914 by Albert Langen

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung,
vorbehalten
Albert Langen Ludwig Thoma

Inhalt

	Seite
Assessor Karlchen	7
Die Sau	15
Der Befähigungsnachweis	21
Woldemar	28
Mucki	32
Amalie Mettenleitne	41
Die Probier	46
Der Krieg in China	54
Die Hinterseer	60
Das Begräbnis	68
Der Star	74
Die Volksverbesserer	79
Der Kohlenwagen	85
Der Lämmergeier	89

Assessor Karlchen

Ich kenne Karlchen schon lange. Wir waren zusammen auf dem Gymnasium. Ich schmiß ihn einmal so an den Ofen, daß er einen Backenzahn verlor und ich wegen entsetzlicher Roheit zwei Stunden Karzer erhielt. Karlchen hatte nämlich schon damals eine Neigung zum Anzeigeerstatten und lief zum Rektor, welcher mir erklärte, daß auch bei den alten Griechen die Verbrecher mit solchen Handlungen ihre Laufbahn begonnen hätten.

Man sieht, es sind keine angenehmen Erinnerungen, die Karlchens Name in mir wachruft, aber niemand soll glauben, daß ich deshalb diese Geschichte von ihm erzähle. Ich hatte ihm wirklich verziehen, weil er der dümmste in unserer Klasse war. Später wurde er Assessor in München.

Diese Bevorzugung flößte ihm eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten ein, und er verschmähte es fortan, mich auf der Straße zu grüßen. Trotzdem werde ich ganz objektiv bleiben.

Eines Tages also meldete sich bei Karlchen der Kriminalschutzmann Alois Schmuttermaier und erzählte, daß eine gewisse Baronin Werneck im nördlichen Stadtviertel seine Aufmerksamkeit erregt habe. „Dieses Frauenzimmer," sagte er,

„scheint einen unbändigen Lebenswandel zur Schande der Nachbarn zu führen."

„Wie sprechen sie von den Spitzen der Gesellschaft? Was erlauben Sie sich eigentlich?" fragte Karlchen, und seine wasserblauen Augen sahen droheud über den Zwicker hinweg.

„Entschuldigen, verzeihen, Herr Assessor, ich glaube gehorsamst, das Mensch ist gar keine Baronin, sondern aus Salzburg."

„Ach so! Warum haben Sie das nicht gleich gesagt, hm?"

„Entschuldigen, verzeihen . . ."

„Schon gut! Merken Sie sich ein für allemal, ich liebe Klarheit, absolute Klarheit. Fahren Sie fort!"

„Jawoll, Herr Assessor! Ich habe eifrig recherchiert, weil mir Herr Assessor befahlen, auf die Unzucht ein wachsames Auge zu werfen."

Karlchen nickte beifällig.

„Ich habe," fuhr Schmuttermaier fort, „verschiedene Verdachtsmomente gesammelt. Allein, wenn mir Herr Assessor erlauben, zu bemerken, ich glaube, daß man diese Frauenzimmer in flagranti erwischen muß, weil man sonst nichts ganz gewisses weiß."

„Allerdings, hm! Allerdings!"

„Und wenn mir Herr Assessor erlauben, ich habe eine Idee."

„Nur heraus damit," sagte Karlchen leutselig, „Sie wissen ja, ich liebe es, wenn die Vollzugsorgane Initiative zeigen."

„Jawoll, Herr Assessor!"

„Nun also, was ist das mit Ihrer sogenannten Idee?"

„Ich meinte gehorsamst, wenn ich . . wenn ich, hm!" Hier räusperte sich Schmuttermaier verlegen und nestelte mit der Hand an seinem Uniformkragen.

„Etwas rascher!" sagte Karlchen ungeduldig.

„Zu Befehl, Herr Assessor . . . wenn ich . . . wenn ich das Frauenzimmer selbst auf die Probe stellen würde."

„Probe? Wie denn? Was denn?"

„Als Don Schuang!"

„Ach so! hm! Ja, das ist wahr, das geht. Aber, Schmuttermaier, ich hoffe, daß Sie nur aus Pflichtgefühl auf diesen Gedanken gerieten?"

„Jawoll, Herr Assessor!"

„Schön! In diesem Falle haben Sie meine Billigung. Sie können gehen."

Schmuttermaier rührte sich nicht vom Platze.

„Was wollen Sie noch?" fragte Karlchen.

„Zu Befehl, Herr Assessor! Ich habe kein Geld nicht."

„Hm! An der Kasse können Sie es nicht wohl erheben. Ich will Ihnen was sagen, Schmutter-

maier, ich habe Sie als diensteifrigen Beamten kennen gelernt. Hier haben Sie zwanzig Mark, aber ich mache es Ihnen zur unabweislichen Pflicht, ich gebe Ihnen den dienstlichen Befehl verstehen Sie wohl, den dienstlichen Befehl, daß kein anderes Gefühl in dieser heiklen Angelegenheit aufkommen darf, als das der strengsten Pflichterfüllung."

„Jawoll, Herr Assessor!" sagte Schmuttermaier so laut, knapp und militärisch, wie man es bei der Verwaltung liebt. Dann drehte er kurz um und begab sich auf seine Mission.

Zwei Tage später kam in den Einlauf der Polizeidirektion eine sechs Seiten lange Anzeige des Schutzmannes Alois Schmuttermaier betreff Philippine Weizenbeck alias Baronin Werneck wegen überraschter Unzucht.

Karlchen freute sich als Mensch und Beamter über diese prompte Entlarvung eines jener unseligen Geschöpfe, welche im Sumpfe der Großstadt gedeihen.

Er ließ die Delinquentin sofort zitieren; Philippine erschien. Sie erfüllte den Korridor und das Verhörzimmer mit durchdringendem Patschoulidufte und versuchte ganz vergeblich, durch den Liebreiz ihrer Erscheinung auf Karlchen zu wirken. Sie wies mit Entrüstung die „ordanären" Verleumdungen zurück; allein, als sie im besten Zuge

war, erschien unter der Türe der klassische Zeuge Alois Schmuttermaier in Uniform.

Der Eindruck war fürchterlich; das treuherzige Geschöpf sah ein, daß sie dem überlegenen Polizeigeiste zum Opfer gefallen war, und ließ alles mit sich geschehen; sie wurde acht Tage eingesperrt und sodann in ihre schöne Heimat verschubt.

Karlchen verfehlte nicht, höheren Ortes darauf hinzuweisen, daß seinem Spürsinne die Entdeckung der Salzburger Bathseba gelungen war, und er konnte aus manchen Dingen schließen, daß ihm die Tat hoch angerechnet wurde.

Eines Tages begab es sich sogar, daß ihn Exzellenz ansprachen, als sie sich gerade auf die Retirade begeben wollten.

„Ah, da ist ja der Herr Assessor Maier! Schön, schön!" sagten Exzellenz und zogen sich dann zurück.

Diese Äußerung wurde in der Beamtenwelt viel bemerkt, und man prophezeite unserm Karlchen eine gute Zukunft.

Kein Mensch dachte mehr an die Philippine Weizenbeck; selbst Schmuttermaier hatte sie vergessen, sie, die doch ganz anders war, als die Kocherl seines Bezirkes. Da wurde er plötzlich an sie erinnert. Aus Salzburg kam ihm die Botschaft.

Sie war auf jenem Papier geschrieben, welches

die königlich kaiserliche Regierung für amtliche Kundmachungen und zum Einwickeln des Tabakes benützt.

In dem Schriftstücke hieß es, daß eine sichere Weizenbeck ledigen Standes ein Kind geboren und hiezu als Vater das bayrische Sicherheitsorgan Schmuttermaier benannt habe. Ob sich der Genannte hiezu bekenne und diesfalls den Unterhalt mit sieben Gulden den Monat bestreiten wolle?

Als sich der Adressat von der ersten Überraschung erholt hatte, ging er zu dem königlichen Assessor Karl Maier und berichtete ihm das Geschehnis.

Karlchen war wütend.

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Ihre Recherche von dem strengsten Pflichtgefühl getragen sein muß? Habe ich das gesagt?"

„Jawoll, Herr Assessor!"

„So? Und jetzt kommen Sie mir mit dieser ... mit dieser Schweinerei? Die Folgen haben Sie selbst zu tragen! Abtreten!"

Alois Schmuttermaier war keineswegs gesonnen, seinen Gehalt um sieben Gulden oder zwölf Mark pro Monat zu kürzen.

Er richtete ein längeres Schreiben an die Salzburger Behörde, in welchem er ausführlich darlegte:

„Erstens, daß er überhaupts kein Geld nicht habe, und zweitens, daß es sich hier nicht um die Frucht der unerlaubten Liebe, sondern einer dienstlichen Verrichtung handle. Indem in Bayern der Grundsatz gelte, daß der Staat für die amtlichen Handlungen seiner Beamten aufkomme und hier also die königliche Polizeidirektion das durch kriminelle Recherche zur Welt gekommene Kind bezahlen müsse. Indem es doch kein Gesetz gebe, welches den Beamten für seinen Gehorsam bestraft. Einer jenseitigen königlich kaiserlichen Bezirkshauptmannschaft ganz ergebenster Alois Schmuttermaier."

Die Österreicher verweigerten den rechtlichen Anschauungen des bayrischen Sicherheitsorganes ihre Anerkennung und ersuchten kurzer Hand die Polizeidirektion selbst, die Sache in Ordnung zu bringen.

Auf diese Weise mußte Schmuttermaier vor das Angesicht des Herrn Präsidenten treten. Der Gedanke an die Schmälerung seiner Einkünfte verlieh ihm Kraft. Er blieb fest und berief sich darauf, daß er im Vollzuge eines dienstlichen Auftrages gehandelt habe.

Nun wurde Karlchen herbeigeholt. Als er in längerer Rede dartun wollte, daß Schmuttermaier entgegen dem klaren Befehle offenbar nicht bloß das strengste Pflichtgefühl beim Vollzuge

der Recherche haben walten lassen und so weiter, wurde er barsch unterbrochen.

Exzellenz bedeuteten ihm, daß vor allem jeder Skandal vermieden werden müsse und daß es ohnehin höchst sonderbar sei, wenn ein Beamter die niedrigen Gelüste eines Gendarmen durch Darlehen von zwanzig Mark unterstütze, höchst sonderbar, hö . . höchst sonderbar, ze ze!"

Was blieb meinem Karlchen übrig?

Er mußte retten, was noch zu retten war, und so kam es, daß er, der königlich bayerische Bezirksamtsassessor, die Alimente bezahlte für das illegitime Kind der Philippine Weizenbeck alias Baronin Werneck, welches zum Danke hierfür in der Taufe den Namen Karl erhielt.

Die Sau

Eines Tages begab es sich, daß die Sau des Gütlers Peter Salvermoser auf die Wanderschaft ging und durch den Zaun in das benachbarte Anwesen des hochwürdigen Herrn Pfarrers gelangte.

Sie nahm ihren Weg über die Blumenbeete, wobei sie achtlos Hyazinthen und Krokus in die Erde trat und auch mehrere Zentifolien knickte.

Nicht weniger roh benahm sie sich auf den Gemüsebeeten. Sie zog solange Salatstauden aus dem Boden, bis sie den Geschmack derselben als unzulänglich erkannte; hierauf fraß sie verschiedene Sorten Monatrettiche und wollte eben untersuchen, ob in der tiefer gelegenen Erdschichte noch etwas Genießbares gedeihe, als sie von Fräulein Kordelia Furtwengler bemerkt wurde.

Diese war Köchin und Vorsteherin der pfarrlichen Haushaltung. Eine robuste Person mit gut entwickelten Formen und von resolutem Gebaren.

Sie griff ohne langes Besinnen nach einem handlichen Stecken und eilte zornig hinaus, um den frechen Eindringling zu treffen.

Da sie aber, wie alle Frauenzimmer, in den eigentlichen Kriegslisten wenig bewandert war, hub sie zu früh das Feldgeschrei an, so daß der

Feind ihr Nahen von weitem bemerkte und rechtzeitig die Flucht ergreifen konnte.

Auf derselben richtete die Sau erhebliche Verwüstungen an, da sie das Loch im Zaune nicht allsogleich fand, sondern erst in mehrerem Hin- und Herlaufen suchen mußte.

Während sie ärgerlich grunzend heimkehrte, besah Fräulein Kordelia den Schaden und jammerte in so lauten Tönen, daß der hochwürdige Herr seine Morgenandacht unterbrach und sich nach der Ursache der frühen Störung erkundigte.

Beim Anblicke des Geschädigten wurde die Köchin von Rührung übermannt, und sie konnte nur mühsam unter verhaltenem Schluchzen das Geschehnis berichten.

Der Pfarrer vernahm es mit ersichtlichem Mißvergnügen. Zunächst, weil er selbst ein Freund der eßbaren Gartenfrüchte war, dann aber, weil die Missetäterin gerade dem Peter Salvermoser gehörte. Mit diesem hatte es seine eigene Bewandtnis.

Er war im Pfarrhofe übel angeschrieben als Freigeist und lauer Christ, der im Wirtshause nicht selten über kirchliche Einrichtungen böse Reden führte; ja, es war ruchbar geworden, daß er über die Korpulenz des hochwürdigen Herrn einige unflätige Witze gemacht hatte.

Auch als Nachbar benahm er sich gröblich

und drohte in geringfügigen Dingen mit Gericht und Advokaten.

Darum beschloß der Pfarrer, in diesem Falle von der christlichen Langmut abzusehen und auf vollen Ersatz des Schadens zu dringen.

In dieser Absicht ließ er vom Bürgermeister einen Sühneversuch anstellen und erschien selbst, um seine Beschwerde vorzutragen. Er tat es mit vielem Nachdruck und hätte wohl auch die meisten Pfarrkinder überzeugt, allein auf Salvermoser machten seine Worte keinen Eindruck. Peter war ein Mann von rauhen Sitten, dem der Kampf des Lebens wenig Respekt vor der Obrigkeit belassen hatte; überdies las er täglich die Zeitung und wußte deshalb mehr als mancher andere.

„I zahl durchaus gar nix," sagte er, „indem daß i meiner Sau des net ang'schafft hab'."

„Auf diesen Einwurf war ich gefaßt," erwiderte der Pfarrer, „allein man haftet auch für den Schaden, den eines Haustier betätiget. Also will es das Gesetz."

„Wos?" schrie Peter mit gehobener Stimme, „wo schteht dös? Des gibt's gor it, daß so was g'schrieben is. Aba i kenn mi scho aus. Der Adel und die Geischtlichkeit ham 's Gsetz allemol no so draht, wia s' as braucht ham."

„Du muaßt net so reden," mischte sich der

Bürgermeister ein, „mir san net do zum Streiten, sondern zum Vergleicha."

„I brauch koan Vergleich. I zahl durchaus gar nix. Wann der Herr Pfarrer was will, nacha soll er mei Sau verklag'n."

„Salvermoser," fiel hier der Diener Gottes ein, „deine Worte sind roh und verraten ein böses Gemüt."

„Soo? Do war mi schlecht, bal mi net zahlt, wos da Herr Pfarra gern möcht! Des glaab i gar net, daß Sie dös sagen derfa. I zahl meine Steuern so guat wia der Adel und die Geistlichkeit! Des muaß i wissen, ob Sie des sagen derfa, Herrschaft Sternsakrament!"

Jetzt bedeckte der Geistliche sein Haupt und sprach im Gehen zu dem Bürgermeister: „Es sei ferne von mir, hier noch länger zu weilen! Ihr sehet selbst, daß gütige Worte an dem Frevler verschwendet wären."

Dann begab er sich stehenden Fußes an die Bahn und fuhr nach München, woselbst. er den Rechtsanwalt Samuel Rosenstock aufsuchte.

Derselbe war ein vortrefflicher Jurist und mit allen Geheimnissen der Streitkunst gar wohl vertraut. Er nahm sich des Prozesses mit Freuden an und begann ihn sofort durch eine spitzfindige Klage, worin er ausführlich darlegte, daß der beklagtische Gütler für das Benehmen seiner Sau voll und ganz einzustehen habe.

Allein auch Peter Salvermoser fand den Advokaten, welchen er suchte, und dieser sagte in allem das Gegenteil von dem, was Samuel Rosenstock behauptete.

So kam es, daß sich der Prozeß in die Länge zog und die Gemüter der Streitenden sich immer mehr erhitzten.

Sie führten auch außerhalb der Gerichtsschranken einen erbitterten Krieg gegeneinander, und der Pfarrherr sah sich gezwungen, des öfteren von der Kanzel herunter seine Pfarrkinder eindringlich zur Tugend und Frömmigkeit anzuhalten, auf daß sie nicht würden wie Peter Salvermoser.

Dieser hingegen tat seinem Feinde Abbruch, wo er nur konnte. Er verminderte heimlich die Anzahl der pfarrlichen Hühner und Enten, er streute vergifteten Weizen in den Taubenkobel des hochwürdigen Herrn und sorgte dafür, daß die Forellen in dem Fischkalter des Wassers entbehrten.

Auch die tugendsame Kordelia Furtwengler wurde in Mitleidenschaft gezogen. Ihre Lieblingskatze verschwand auf rätselhafte Weise, und niemand im Dorfe glaubte an den natürlichen Tod des treuen Tieres. Sie selbst wurde gröblich beschimpft von Anna Maria Salvermoser, Ehefrau des mehrgenannten Gütlers, als sie mit derselben im Bäckerladen zusammentraf. Sie er-

fuhr hiebei, daß sie eine wampete Loas sei und noch mehreres andere aus dem Sprachschatze unseres Volkes.

So dauerte der Krieg in heftiger Weise fort, bis endlich das Gericht nach zwei Jahren genügendes Material gesammelt hatte, um zu einem Erkenntnisse zu gelangen. Es verkündete nunmehr, daß die Sau nicht in den Garten gekommen wäre, es hätte denn der Zaun nicht ein Loch gehabt. Hiefür träfe niemanden das Verschulden, als den Eigentümer des Zaunes.

Und damit hatte der Pfarrherr den Prozeß verloren. Viele wunderten sich darüber, am meisten Samuel Rosenstock.

Als die Kunde von dem Geschehnisse in das Dorf gelangte, überkam ein tiefer Ingrimm den hochwürdigen Herrn. Er begab sich in die Küche zu Kordelia Furtwengler und erklärte der Erstaunten die ganze bodenlose Schlechtigkeit unseres Staatswesens.

Nicht so Peter Salvermoser. Dieser gewann Vertrauen in die Einsicht der von Gott gesetzten Obrigkeit und freute sich in seinem schlichten Gemüte.

Der Befähigungsnachweis

Ich kann mich nicht enthalten, einiges über das Bürgerliche Gesetzbuch zu schreiben. Man verliert die Achtung seiner Mitmenschen, wenn man es unterläßt. Es gehört einmal zum guten Ton, einige ergänzende oder erläuternde Bemerkungen über das bürgerliche Recht in seiner neuen Gestaltung zu machen, und niemand sollte sich dem widersetzen.

Es ist nicht gut, gegen den Strom zu schwimmen.

Wirklich nicht.

Ich kann dies um so bestimmter versichern, als ich selbst durch eine traurige Erfahrung belehrt wurde. Bis vor einer Woche verkehrte ich tagtäglich im Cafehause mit einem Dutzend Juristen. Es waren lauter sehr nette Leute, sehr berufsfreudig und strebsam. Sie hatten für nichts Interesse als für die Gerechtigkeitspflege, und jeder bemühte sich an der Hand von Beispielen, Fällen und Entscheidungen zu beweisen, daß er der Gescheitere sei.

Ich dachte mir oft: „Siehst du, so solltest du eigentlich auch sein," und dann kam ich mir wieder recht gemein vor, wenn ich mit dem Wassermädchen eine Unterhaltung anknüpfte. Aber man legt alte Untugenden nur sehr schwer ab. Meine Tischgenossen machten sich übrigens, wie mir

schien, nichts daraus, und so fühlte ich keinen zwingenden Drang nach Besserung in mir.

Da erschien eines Tages in einer der gelesensten Zeitungen der Hauptstadt ein Artikel, welcher die Überschrift trug: „Über die rechtliche Stellung der Latrinenreiniger nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches" von Dr. jur. Alois Lämmermeier. Ich kann mich dunkel erinnern, daß über dem Artikel eine römische I stand, was in mir den Verdacht erregte, daß noch einige Fortsetzungen kommen würden. Gelesen habe ich die Abhandlung nicht. Ich interessiere mich für den Gegenstand derselben nur so weit dies unbedingt notwendig ist, und zudem, wenn Lämmermeier über die Sache selbst etwas Neues vorzubringen wußte, konnte er das auch mündlich tun.

Meine Tischgenossen dachten anders. Der Artikel schlug unter ihnen wie eine Bombe ein. Man gratulierte dem Verfasser zu der erschöpfenden, geistollen Behandlung dieses Themas und prophezeite ihm eine bedeutende Zukunft da er so rasch und gründlich seine Fähigkeit zur Erlernung der neuen Gesetze bewiesen hatte.

Von dem Tage an ließ sich an unserem Tische eine wesentliche Änderung bemerken. Man hörte nur selten eine rechtliche Frage besprechen; die meisten saßen schweigend da, und in allen Gesichtern war ein nachdenklicher Zug zu bemerken.

Ich sah, wie Kollega Meyerle eine geschlagene Stunde lang den glücklichen Literaten Dr. Lämmermeier mit weit geöffneten Augen betrachtete, und wie Dr. Pius Deiglmaier länger als eine Viertelstunde mit einem Schokoladekrapfen zwischen den Zähnen dasaß und vollständig vergessen hatte, daß er ursprünglich ein Stück herunterbeißen wollte.

Die folgenden Wochen brachten mir die Erklärung dieses sonderbaren Benehmens. In den größeren Tagesblättern erschienen nämlich in kurzer Folge rechtsgelehrte Aufsätze, welche sämtlich von den Tischgenossen verfertigt waren. Alle diese Artikel zeigten das löbliche Bestreben ihrer Verfasser, das Laienvolk würdig auf die Ankunft des neuen Gesetzes vorzubereiten und ihm zu zeigen, was es nach derselben noch erwarten dürfe. Dr. Meyerle schrieb „Über die Verdichtung der Gewohnheit zum Rechte mit besonderer Beziehung auf die Kaffeefünferl".

Zwei Tage später drückte mir Kollege Bierdimpfl die Zeitung in die Hand, als ich mich eben auf meinen Platz niederlassen wollte. Eine Spalte war mit Blaustift angemerkt, und ich las: „Gilt das Trinkgeld als zum schändlichen Zwecke gegeben? Ein Beitrag zum Verständnisse des Bürgerlichen Gesetzbuches von Dr. P. Deiglmaier."

Ich kann nicht sagen, daß mein Ehrgeiz durch

diese literarischen Erfolge geweckt wurde. Ich bin von Grund aus gutmütig veranlagt und habe die größte Hochachtung vor gelehrten Abhandlungen. Nur muß niemand verlangen, daß ich sie lese. Ich anerkannte also neidlos die Verdienste meiner Tischgenossen und verlieh meinen Gefühlen rückhaltlosen Ausdruck. Mit um so größerem Staunen bemerkte ich, daß sich das Benehmen der Kollegen mir gegenüber bedenklich änderte. Ich ertrug es einige Wochen schweigend, daß man mich nicht in die gelehrten Gespräche mit verwickelte, daß man meine Fragen grundsätzlich überhörte und überhaupt tat, als wenn ich in der juristischen Welt nicht mehr vorhanden sei.

Endlich riß mir aber doch die Geduld und ich stellte Dr. Bierdimpfl zur Rede. Er gab mir die befriedigende Erklärung, daß die Tafelrunde an meinem Charakter nichts Nachteiliges bemerkt habe, daß man aber meine Teilnahmslosigkeit sehr unangenehm empfinde. Eine kurze Spanne Zeit, sagte Bierdimpfl, welcher gerne pathetisch spricht, eine kurze Spanne Zeit nur mehr trennt uns von dem 1. Januar 1900. Und was haben Sie getan, um dem wichtigen Ereignisse den Weg zu ebnen?

Ja . . .

Bitte, haben Sie auch nur eine Zeile über

das Bürgerliche Gesetzbuch geschrieben und in Druck gegeben? Haben Sie — bitte, unterbrechen Sie mich nicht — haben Sie einen einzigen Paragraphen kommentiert? Haben Sie sich an der Abfassung eines gemeinverständlichen oder eines nicht verständlichen Kommentars beteiligt?

Allerdings muß ich . . .

Haben Sie irgendwie dazu beigetragen, daß dieses gewaltige Werk ein Gemeingut der deutschen Nation werde, daß es in die breitesten Schichten des Volkes getragen werde?

. . . . Herr Kollega . . .

Bitte, haben Sie einen einzigen Vortrag gehalten? Haben Sie an einem einzigen Abende des Jahres dem Volke Gelegenheit zur Vertiefung in das Gewebe der Rechtsnormen geboten?

Herr Kollega . . . .

Schweigen Sie! Haben Sie auch nur die Feder naß gemacht, damit der gebildete Nichtjurist in den Stand gesetzt werde, diese Übergangszeit zu ertragen? Haben Sie, frage ich, dem Geschäftsmanne, dem Familienvater, Grundbesitzer und Kapitalisten, den Vormündern, Eltern, Verlobten, Erben, Vermietern und Mietern, Darlehensgebern, Käufern und Verkäufern die Aufgabe erleichtert? Haben Sie?

Allerdings nicht, Herr Kollega . . . .

Soo? Dann werden Sie aber doch verstehen,

daß wir mit Ihnen nicht mehr verkehren können? Leben Sie wohl!

Ich war niedergeschmettert, vernichtet. Was wollten denn diese Menschen? Man kündigt doch jemandem nicht die Freundschaft, weil er nicht schreibt. Und überhaupt! Wie wenige tun dies! Es fällt doch niemandem ein, zu behaupten, daß jeder Jurist . . .

In diesem Augenblicke schlug mir jemand auf die Achsel. Ich drehte mich um und saß einen lieben Bekannten, den Vorstand eines hinterwäldlerischen Amtsgerichtes vor mir.

Grüß Gott, Doktor, wie geht's Ihnen denn?

Ja, grüß Gott, Herr Oberamtsrichter, wie kommen denn Sie nach München?

G'schäfts halber, G'schäfts halber. I hab zu mein' Verleger herfahren müssen.

Verleger? Was für ein Verleger?

Zu mein Verleger halt'. Ham's denn mein Schmarren net g'lesen?

Welchen Schmarren?

No, mei Broschür!

Waas? Sie auch? Da hört sich doch alles auf!

Oho! Glauben's vielleicht, wir in der Provinz ham gar kein Bildungsdrang? Übrigens san's nur wieder gut, ich tu's g'wiß nimmer. I hätt' die Hand überhaupt von dem G'schäft weg-g'lassen, wenn ich net zwungen worden wär'.

Gezwungen?

No ja, stellen's Ihnen vor, man fragt Ihnen recht mitleidig nach Ihrer G'sundheit. Ich sag, g'sund bin i, Gott sei Dank! Jaa, nicht blos g'sund, sondern, aah, überhaupt rüstig, auch geistig rüstig, verstehen Sie geistig? Ich spür nichts, sag ich, ich bin normal. Jaa, normal, was man so unter normal versteht. „Sind Sie nach sorgfältigster Prüfung und Überlegung zu der Überzeugung gelangt, daß Sie noch frisch genug sind, zweitausenddreihundertfünfundachtzig neue Paragraphen in sich aufzunehmen, zu behalten und zu verarbeiten?" Aha! Merken S' was, Doktor? Hörn S' mich geh'n? No also, was wollen's denn machen? Ich hab mir denkt, wenn's sein muß, schmier i halt was z'samm. Da haben S' meinen Befähigungsnachweis!

Der alte Herr drückte mir bei diesen Worten eine Broschüre in die Hand und nahm Abschied. Ich sah ihm eine Weile nach und dann las ich die Inschrift auf dem Titelblatte: „Die Dachtraufe im Lichte des Bürgerlichen Gesetzbuches von Haslinger, k. b. Oberamtsrichter." Den selbigen Abend setzte ich mich hin und begann den ersten Band meiner Anmerkungen zu schreiben.

Woldemar

Woldemar von Plassow, Leutnant der Reserve im zweiten Gardegrenadierregiment und nebenbei Staatsanwalt am Landgerichte zu Berlin, saß in einem der feinen Restaurants und blickte düster vor sich hin.

Außer ihm war kein Gast in dem spärlich beleuchteten Lokale; der Pikkolo übte sich auf dem Billard in Kunststößen, und der Oberkellner stand träumerisch an das Büfett gelehnt und gähnte hinter der vorgehaltenen Hand. Draußen wirbelten die Schneeflocken und hüllten die Erde in eine weiße Decke, die jeden Laut verschlang.

Die feierliche Stille schlich durch die Fenster herein und breitete sich aus in dem Zimmer.

Man hörte nur das Ticken der Uhr und das Knirschen der Billardkreide, dann wieder das eintönige Klappern der Bälle.

Es war Christabend.

Von Plassow las alle Zeitungen, welche auflagen.

Er las die Schilderung des germanischen Julfestes, an welchem bekanntlich die mit Tierhäuten bekleideten Ahnen eine Wildsau verspeisten.

Er las acht Novellen, welche von Damen verfertigt waren und das alte Mädchen zum Gegenstand hatten, das an diesem Abende doch noch zu einem Manne kommt.

Er überzeugte sich aus einem Dutzend Novelletten, daß heiratsfähige junge Damen immer noch zu dem armen Flickschneider im fünften Stocke gehen und den sieben Kindern desselben persönlich bescheren, wobei sie dann von einem jungen Manne überrascht werden, der in seiner Gutherzigkeit denselben Zweck verfolgte.

Er sah, daß auch heuer wieder der kleine Schiffsjunge im Mastkorbe von der Heimat träumte und der alte Junggeselle mit Tränen in den Augen eine verblichene Photographie betrachtete und seufzend fragte, warum er sie eigentlich nie geheiratet habe.

Dies alles stimmte von Plassow nachdenklich.

Die seligen Kinderjahre traten vor sein geistiges Auge. Er sah sich selbst, wie er als blondgelockter Junge vor dem lichterstrahlenden Christbaume stand, und wehmütig, soweit er dies als Staatsanwalt vermochte, verglich er das Einst mit dem Jetzt.

Der Zauber der Christnacht begann auf ihn zu wirken.

Ihm kann sich ja kein deutsches Gemüt entziehen. — — —

Sollte er verdorren wie ein Baum, der keine Äste treibt, sollte es immer so einsam um ihn bleiben, so einsam?

Er sah, wie in diesem Augenblicke der Ober-

kellner wiederum den Mund zu einem weiten Gähnen öffnete, und Ekel erfaßte ihn vor diesem öden Gasthausleben.

Wie anders, wenn er in seinem trauten Heim säße und die blonden Jungen um ihn spielten und ihm jubelnd die Geschenke zeigten.

Und wenn er dann den Aufhorchenden das Märlein vom Christkinde erzählte, das durch den deutschen Wald fliegt, wie die schneebedeckten Äste sich vor seinem lichten Glanze neigen und ein leises Singen durch den dunklen Forst ertönt. Die Augen wurden ihm feucht. Er griff rasch nach dem Taschentuche.

Da fühlte er ein knisterndes Papier und zog ein verknittertes Kuvert aus der Tasche.

Richtig, das hatte er ganz vergessen. Hastig öffnete er es und las:

„Zur Bescherung ladet Euer Hochwohlgeboren ein

ergebenster

Nathan Pinkus,
Kommerzienrat."

Seltsame Fügung!

Von Plassow las die Zeilen wieder und wieder.

Dann stand er in plötzlichem Entschlusse hastig auf, griff nach Mantel und Hut und verließ das Lokal.

Der Oberkellner wünschte ihm gähnend vergnügte Feiertage, und der Pikkola machte einen Kicks, der schrill durch den Saal tönte. —

Eine halbe Stunde später hielt er die Tochter des Herrn Kommerzienrates Pinkus in seinen Armen, welche verschämt lispelte: „Ich hab' schon gemeint, du wirst nix kommen, Woldemar!"

Mucki

I

Auf Schloß Riedenburg herrschte lebhaftes Treiben. Galt es doch heute die vierzehner Husaren, welche in Riedenburg und Freudenberg einquartiert werden sollten, gebührend zu empfangen, galt es doch, die tapferen Reiter nach dem scharfen Ritte zu erquicken und ihnen zu zeigen, daß des Königs Rock überall geehrt wird, wo treue Deutsche wohnen.

Der Besitzer Riedenburgs, Graf Sacken, legte die letzte Hand an die Toilette.

Wie er vor dem Spiegel stand und den starken Schnurrbart, in welchen der Herbst des Lebens graue Fäden gewoben hatte, strich, konnte er sich eingestehen, daß er noch immer in männlicher Vollkraft stand.

Besonders heute, wo seine Augen so eigen leuchteten, als erinnere ihr feuchter Glanz an die schöne, verschwundene Zeit, da er selbst in herrlicher Jugendblüte bald den feurigen Araberhengst tummelte, bald den Eisengeschossen der Feinde die tapfere Brust darbot.

Und wenn er sich dieses Kompliment nicht selbst machte, so konnte er es bald von zartem Frauenmunde hören.

Im Rahmen der Türe erschien Gräfin Sacken.

Jeder Zoll eine Fürstin!

Man sah es ihr an, daß in ihren Adern das Blut der einst hochgefürsteten Waldow-Zeschlitz rollte, daß sie der Reihe ruhmreicher Ahnen entstammte, welche vor Akkon das Banner der Kreuzfahrer auf die feindlichen Wälle pflanzten.

Heute huschte ein zartes Lächeln über die sonst aus Stein gemeißelten Züge, wie Sonnenschein über den Marmor Carraras.

Der Graf, ein Kavalier aus der alten Schule, eilte auf die Gemahlin zu und küßte ihr nach einer ritterlichen Verbeugung die Hand.

„Adelaide," flüsterte er in verhaltener Leidenschaft, „ist dir der heutige Tag keine Erinnerung? Bebt in dir nichts? Zittert in dir nicht der Nachklang jener seligen Stunde, wo ich zum ersten Male, den Dolman in der eisernen Faust, vor die errötende Jungfrau hintrat und in den erglühenden Wangen, in den leuchtenden Augen die Erwiderung der seligsten Gefühle las und zum ersten Male den Grund legte zu dem erhabenen, beglückenden — äh — bunde —"

Hier mußte Graf Sacken Atem holen . . .

In dem schlanken Körper der Gräfin arbeitete etwas.

Dann brach es hervor mit ungestümem Jauchzen: „Orthur!"

In der mächtigen Erregung sprach sie das „A" so tief aus.

Die Abendsonne schickte ihre Strahlen in den Salon und beleuchtete die Gruppe der beiden, welche sich umschlungen hielten. — — Lange, lange. — — —

II

Komtesse Mucki saß auf dem Kirschbaume. Ihr reizendes Oval blickte durch die Zweige über die Gartenmauer auf die staubige Landstraße, welche von Rebendorf nach Riedenburg führt.

Von dorther sollten die Husaren kommen.

Komtesse Mucki war in jenem Alter, wo die Jungfrau sich entwickelt, wie der Schmetterling aus der Raupe.

Ihr Gesichtchen verriet noch die reizende Naivität der Kindheit, und doch blickten die Augen schon so abgrundtief, so eigen, als sähen sie das süße Geheimnis, als träumten sie von Liebesglück und Liebesleid.

Die schwellenden Formen zeigten, daß sie Weib geworden war, und doch schien sie wiederum ein Mädchen, wenn man den üppigen Zopf sah, welcher bis zur Hüfte niederfloß.

Mucki pflückte eine Kirsche nach der andern und aß sie mitsamt den Steinen. Dabei schaukelte

sie sich neckisch auf dem Aste und baumelte mit den Füßchen.

Heute sollen die Husaren kommen. Die Husaren!

Was das nur ist, so ein Husar?

Und wie sie aussehen werden?

Papa hatte ihr einmal zu Weihnachten einen Nußknacker geschenkt, der eine rote Uniform anhatte; die Augen waren ganz klein, der Mund schrecklich weit, und unter der Nase war ein großer, großer schwarzer Schnurrbart.

Ob alle Husaren so aussehen?

Prrr!!

Mucki schüttelte ihren reizenden Körper und wäre beinahe vom Aste herunter gefallen. Dann pflückte sie wieder Kirschen und aß sie mitsamt den Steinen.

In diesem Augenblicke zeigte sich auf der Straße eine mächtige Staubwolke, welche näher und näher kam.

Nun sah man blitzende Waffen, hörte das Trappeln der Pferde, dröhnende Kommandorufe, und da fiel auch schon die Musik ein mit einem schmetternden Marsche.

In geraden Reihen, Roß und Reiter wie aus einem Gusse, so zogen die stolzen Scharen an der Gartenmauer vorüber, und mehr als ein gebräuntes Männerantlitz blickte zum Kirschbaume empor,

wo aus den grünen Zweigen zwei Mädchenaugen auf sie herunterblickten, wie glänzende Sterne am Nachthimmel.

In der letzten Reihe ritt ein junger Leutnant. Die edelgeformten Züge, der starke schwarze Schnurrbart, die blitzenden Augen, das alles gab ein Bild männlicher Schönheit. Als er am Kirschbaume vorbeikam, stieg sein Streitroß in die Höhe, gehorchte aber zitternd dem Drucke der ehernen Schenkel.

Mucki stieß einen Schrei aus, der Leutnant blickte nach oben, und da tauchten ihre Augen ineinander, lange und tief, fragend und bejahend. Eine Saite klang in ihrem Innern, und die Schwingungen bebten fort in den Herzen der beiden.

Mucki ließ sich vom Baume herunter. Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, traumverloren irrten ihre Blicke umher, und von ihren Lippen kamen leise, leise die Worte:

„Also das ist ein Husar?? — — —!"

III

An der glänzenden Tafel saßen die ritterlichen Gestalten der Offiziere. Neben der Dame des Hauses hatte der Oberst Platz gefunden.

Die Liebenswürdigkeit, welche seine Züge erhellte, vermochte ihnen doch nichts von der ge-

waltigen Energie zu nehmen, welche darin ausgedrückt lag.

Man fühlte es unwillkürlich: dieser Mann mußte furchtbar sein, wenn er an der Spitze der todesmutigen Scharen in die feindlichen Karrees einhieb oder beim Schmettern der Trompeten mitten in die feindliche Batterie sprengte, Tod und Verderben sprühend und alles vor sich niederwerfend, die erbeutete Fahne in der Linken, und mit der Rechten noch sterbend das Hoch auf den König ausbringend.

Ob wohl seine Gedanken jetzt auf den Schlachtfeldern weilten? Auf der Bahn zum Ruhme im Schlachtengrollen und Pulverdampf?

Wer weiß es?? . . .

Die Gedanken der jungen Leutnants waren sicherlich freundlicheren Dingen zugekehrt. Wie sie so träumend vor sich hinblickten, wie ihre Augen aufleuchteten in seliger Erinnerung, da konnte man es wohl deutlich sehen, daß sie eingedenk waren süßer Stunden und an ein Paar frischer, roter Lippen dachten. — — —

Der Fisch war abserviert, und die Diener eilten mit den mächtigen Bratenschüsseln herbei.

Der Oberst erhob sich und klopfte mit dem Messer an den Champagnerkelch. Mit dröhnender Kommandostimme sprach er: „Kammraden! Wir Hussarren sind überall zu Hause. Der rauhe

Krieger bettet sein Haupt unbekümmert auf den harten Stein und den weichen Pfühl. Aber wenn er so gastliche Hallen findet, wie heute wir, dann fühlt er doppelt, daß es sein Beruf ist, die Heimat zu schützen.

„Und wenn der König ruft, sei es gegen den inneren oder den äußeren Feind, dann wollen wir einhauen, jawoll, einhauen, wie es Sr. Majestät Hussarren geziemt.

„Kammrraden! Die Dame des Hauses Hurra! Hurrraaa! Hurrraaaa!"

Jubelnd fielen die Krieger in den dröhnenden Ruf ein, und in ihren Augen leuchtete es wie Schlachtenfreude und Todesmut.

IV

Das Souper war beendigt und die Tafel aufgehoben.

Gräfin Sacken hatte die ehrfurchtsvollen Verbeugungen der Offiziere mit majestätischem Verneigen ihres Hauptes erwidert und sich mit Mucki zurückgezogen.

Die jugendliche Komtesse blickte unter der Türe noch einmal rasch zurück nach der Stelle hin, wo der schöne Leutnant stand.

Graf Schlupf, so hieß der Glückliche, fing den Blick auf, und das selige Aufleuchten in seinen großen Augen bewies Mucki, daß auch er sie gesucht hatte.

Dann verschwand sie wie ein holdes Traumbild.

Schlupf preßte die Hand an das kühne Herz. Sein Oberst sprach mit ihm, aber das Unerhörte geschah.

Er hörte die Worte seines von ihm mit glühender Begeisterung verehrten Vorgesetzten nicht.

Seine Blicke irrten an ihm vorbei, sie huschten durch die Türe, den Gang entlang, wo sie immer noch einen reizenden braunen Zopf suchten.

Und als der Oberst sich ungnädig abwandte, da fühlte Schlupf wohl, wie sein Herz sich schmerzlich zusammenzog, aber der Magnet zog ihn unwiderstehlich an, und plötzlich, er wußte nicht wie, stand er im Palmenhause.

In dem magischen Lichte des Mondes, welches durch die Fenster hereinflutete, erblickte er eine Gestalt, deren Anblick ihm das Blut zum Herzen und wieder zurück jagte.

Sie war's! Im reizendsten Negligee! Da brach es aus ihm hervor, wie ein zurückgehaltener Bergstrom, der plötzlich die Dämme überflutet.

„Komtesse! Mucki!" jauchzte er, „Sie sind es? Nein, laß mich dich du nennen in dieser einsamen Stunde, wo uns niemand belauscht, als die keusche Luna. Muß ich dir erst sagen, was ich für dich fühle, wie meine Pulse dir entgegenschlagen, und wie mein ganzes Ich sich verzehrt — äh — sich verzehrt in unnennbarer Sehnsucht, in brennen-

dem Verlangen, wie mein ganzes bisheriges Leben in schalem Nichts versinkt vor der Wonne des ersten seligen Augenblickes, wo unsere Augen ineinander flossen und die Wogen über mir zusammenschlugen, äh, äh, äh . .“

Schlupf merkte erst jetzt, daß ihm der vordere Zahn im Schwalle seiner Worte herausgefallen war, und er wandte deshalb den Kopf zur Seite.

Mucki aber flüsterte errötend: „Teuerster Graf, ich komme im Augenblicke wieder, ich muß noch einen Gang machen.“

Dann enteilte sie, so rasch sie konnte.

Es war ihr so eigentümlich weich geworden.

Sie wußte nicht, ob von den Kirschen oder der großen Liebe. — — —

Amalie Mettenleitner

Wenn sie den Mund aufmachte, bemerkte man drei Goldplomben. Und da sie dies wußte, vermied sie es, zu lächeln. Durch den Kampf mit den Lachmuskeln erhielten ihre Züge einen herben Ausdruck, und sie kam schon frühzeitig in den Ruf, weit über ihre Jahre hinaus ernst und verständig zu sein. Anfänglich gab sie wenig darauf; aber als sie das achtundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, fand sie, wie viele ihrer Mitschwestern, „daß Klugheit besser sei, denn Schönheit."

Übrigens hieß sie Amalie Mettenleitner und war die Tochter des verstorbenen Kassierers Johann Mettenleitner aus München.

Die Mädchenreife unserer Amalie fiel in die Zeit der Frauenbewegung.

Da vielleicht einige der geneigten Leser den Begriff derselben nicht kennen, will ich ihn kurz erklären.

Die Frauenbewegung ist die Bewegung derjenigen unverheirateten Frauenzimmer, welche nichts Besseres zu tun haben.

Sie geht hervor aus dem Weltschmerze der Grete, welche keinen Hans hat, und richtet sich insbesondere auf das „Recht der Frau", welches da anfängt, wo das „Recht auf den Mann" schwindet.

Amalie Mettenleitner stürzte sich mit Eifer in die Bewegung. Sie las alle Broschüren, welche über die Sache geschrieben wurden, und als sie auf diese Weise genügendes Material gesammelt hatte, trat sie selbst in den Federkrieg ein.

Sie war es, welche in einer Streitschrift den berühmten Göttinger Professor Maier so gründlich abführte.

Der treffliche, aber etwas weiberfeindliche Gelehrte behauptete, daß das Gehirn eines Weibes 500 Gramm weniger wiege als das eines Mannes. Hierdurch, so lehrte er, sei die Minderwertigkeit des weiblichen Verstandes nachgewiesen.

Die Frauenwelt wandte sich heftig gegen diese Theorie; es entbrannte ein erbitterter Zeitungskampf.

Da veröffentlichte unsere Amalie die Entdeckung, daß das Gehirn eines normalen Kalbes noch um 900 Gramm schwerer sei als das Gehirn eines Universitätsprofessors.

Mit diesem Funde war Amalie in die erste Reihe der Kämpferinnen vorgerückt. Ihr Name wurde von allen Frauenrechtlerinnen mit Stolz genannt, sie erhielt Einladungen zu allen Versammlungen und Zweckessen; Bertha von Suttner schrieb ihr einen warmgefühlten Dankbrief, und der bekannte Münchener Nationalökonom Lujo erklärte in einer Arbeiterversammlung feierlich,

daß er als Universitätsprofessor ganz besonders von dem Mettenleitnerschen System entzückt sei, um so mehr, als er auf Grund eigener Beobachtungen demselben schon längst auf der Spur gewesen sei.

Der glücklichen Entdeckerin erging es wie so vielen Anfängern, die rasche Erfolge erringen. Sie wurde von dem Strudel fortgerissen; sie fühlte das Bedürfnis, durch neue Leistungen die früheren zu überbieten, sie bohrte sich immer tiefer in Theorien ein, und zuletzt glaubte sie selbst daran.

Die gutmütig veranlagte Amalie Mettenleitner wurde eine fanatische Männerfeindin, eine schlachtenfrohe Rednerin. Ihr war nur wohl im Pulverdampf der Versammlungen. Wenn ihr die Augen der Mitkämpferinnen begeistert entgegenblitzten, wenn die Beifallssalven sie umdonnerten, dann faßte sie ein Rausch der Begeisterung, und die Worte entströmten ihrem Munde wie Gießbäche, welche über die Felsen springen. Dann stand sie hochaufgerichtet da und sprach: „Wie? Was? Die Herren der Schöpfung? Die Herren? Neihein! Niemals! Wir sind uns selbst genug und dulden keinen Tyrannen über uns! (Bravo! Bravo!) Geradeaus führt die Bahn in bessere Zeiten, auf lichte Höhen! (Bravo!) Durch! (Hurra!) Volldampf voraus, bis der Feind am

Boden liegt! (Huurraa!) Ich, meine Damen, ich beuge meinen Nacken nicht unter das Joch, ich hasse die Knechtschaft, ich hasse den Mann. (Braavo! Braaavo!)

„Mir erregt der Anblick eines männlichen Beinkleides schon Ekel, tiefen Ekel!" — (Minutenlanger Beifall.)

In ihrer siegreichen Laufbahn wurde Amalie plötzlich durch ein höchst sonderbares Ereignis aufgehalten.

Ihr Zimmernachbar, ein Photograph namens Kaspar Rohrmüller, bezeigte ihr unverhohlene Bewunderung. Als sie einmal in später Nacht wieder aus einer stürmischen Versammlung heimkehrte, fand sie in ihrem Zimmer ein Blumensträußchen; daneben lag ein Zettel mit der Inschrift: „Der großen Vorkämpferin". Dadurch wurde sie aufmerksam auf den bescheidenen kleinen Mann mit dem großen Kopfe; sie begegnete ihm jetzt häufig. Und jedesmal traf sie ein warmer Strahl aus seinen etwas hervorstehenden Augen. Sie fühlte sich merkwürdig hingezogen. Es wurde ihr bald ein Bedürfnis, ihn zu sehen, — kurz, nach Umlauf eines Jahres gebar sie ein Knäblein, welches in der Taufe den Namen „Kaspar" erhielt.

Wer beschreibt das Erstaunen, den Zorn, die Entrüstung der Frauenrechtlerinnen?

Es war ein Schlag, von dem es kein Erholen gab! Was half es, daß man die Abtrünnige feierlich in Verruf erklärte? Den Sieg der Materie über das Ideal konnte man nicht ungeschehen machen.

Creszenz Mitterwurzer, die Vorsteherin des Vereines, ging zu der einst so verehrten Freundin und machte ihr bittere Vorwürfe.

„Wie konntest du uns das antun? Du, zu der wir emporsahen wie zu einer Heiligen? Hast du nicht einstens feierlich erklärt, daß schon der Anblick eines männlichen Beinkleides dich mit Ekel erfülle?“

— — „Ja, ja!“ antwortete Amalie weinend, „aber weißt du, damals hatte er keines an.“

Die Probier

Ursula Reischl steht auf dem Hausanger hinter dem Hofe und tut Mist breiten.

Es ist ein schöner Herbsttag, und die Nachmittagssonne brennt so heiß herunter, daß die Ursula oftmals die Arbeit aussetzt und ein bissel Umschau hält, um zu rasten.

Sie wischt sich mit dem Ärmel die Schweißtropfen von der Stirne und fährt mit der Hand ein paarmal unter der Nase auf und ab.

Dann nimmt sie wieder eine Gabel voll Mist und schüttelt ihn bedächtig auf den Anger.

Mit einem Mal tönt ein schriller Pfiff vom Hofe herüber, und dann noch einer.

Die Urschel schaut um und sieht, daß ihr der Vater winkt. Sie stößt die Mistgabel in den Boden und geht bedächtig auf das Haus zu.

„Wos geit's?" fragt sie, als sie näher gekommen ist.

„Der Brandlbauer ist do mit sein' Nazi und schaut 's Sach o. Mach, daß d' in d' Stuben neikimmst."

„Is scho recht," sagt die Urschel und geht mit dem Vater in das Haus.

Vor der Küchentüre bleibt sie stehen und schlieft mit den bloßen Füßen in ein Paar Pantoffeln.

Dann tritt sie hinter dem Bauern in die

Stube und schaut bolzengerade, aber doch ein bissel schüchtern, auf die fremden Leute.

Am Tische sitzt der Brandlbauer; ein stämmiger Alter mit grauen Haaren und glattrasiertem, braunrotem Gesicht.

Neben ihm sein Nazi im Feiertagsgewande. Lustige, kleine Augen, Stumpfnase, großer Mund, hinter dem eine Reihe gesunder Zähne herausseht. In den gut entwickelten Ohrwascheln trägt er Sterne aus Goldblech.

Die Brandlbäuerin sitzt neben der Reischlin auf der Ofenbank. Man sieht nicht viel von ihren Zügen, weil sie durch das große schwarze Kopftüchel verhüllt sind.

Auf dem Schoße hält sie den bei Besuchen unerläßlichen Handkorb und darüber gebreitet einen blauen Schal.

„Da is d' Urschel," sagt der Reischlbauer, „S' Good," ruft der Nazi, und der Brandlbauer sagt: „Jetzt geh mi in Stall naus," damit steht er auf, und die Gesellschaft setzt sich in Bewegung zur Haustüre hinaus über den Hof.

Im Pferdestall, der sehr reinlich gehalten ist, sieht der Brandlbauer mit Wohlgefallen das hohe Gewölbe und die fetten Hinterteile der strammen Gäule.

„Achti?" fragt er.

„Ja," sagt der Reischl, „und vaner is im Feld d'außt."

„San neun," meint der Brandl und streicht dem nächststehenden Gaul mit der Hand bedächtig über den Rücken.

„I hab allaweil Glück g'habt im Stall," fährt der Reischl fort; „is gnetta fünf Johr, daß mi koaner mehr verreckt is. No, 's Fuatta is guat; an Habern bau i selm."

„Baust selm?" fragt der Brandl und schaut dem Rotschimmel prüfend in das Maul.

Währenddem führen auch die zwei Bäuerinnen ein eifriges Gespräch unter der Stalltüre.

„Und mit die Anten (Enten) is mi gor net viel aufg'richt," meint die Reischlin; „erst gesting hon i zu der Brummerin g'sagt, Brummerin, sag ', wann mi denkt, was mi an a so an Anten hifuattert, hab i g'sagt, nacha is leicht g'schaugt, sag i. Des muaß ma net moan, hab i g'sagt, daß da Profit so groß is, sag i . . ."

„Do host recht, Reischlin, aba do is mi an Anten no liaba, wia so a Henn' . . ."

Die Brandlbäuerin wird durch ihren Ehemann unterbrochen, welcher mit seinem Nazi und dem Reischl unter die Tür tritt und sagt: „Jetzt schau mi an Kuahstall o."

Sie gehen darauf zu.

Der Nazi dreht hie und da den Kopf nach der Ursula um, welche mit der Mitterdirn hinterdrein geht.

So oft er umschaut, rennt die Ursula ihrer Begleiterin den Ellenbogen in die Hüfte, und alle zwei halten die Hände vor die Mäuler, damit man nicht hören soll, wie sie gar so herzhaft lachen müssen.

Im Kuhstall kommen auch die Weiber zum Reden.

Die Reischlin gibt die Vorzüge einer jeden Kuh bekannt; sie erzählt, wie viel Milch eine jede gibt, und ob sie zwei- oder dreistrichig ist.

„Die Scheck sell doben is mi de allaliaba, Brandlin. I hab scho oft zum Bauern g'sagt, Bauer, sag i, die Scheck is mi de liabeste. Wann i anort nei geh dazua zum Melken, habt si si so staad. Da braucht's gar nix, sag i. A so a rechtschaffen's Vieh is, hab i g'sagt, daß s' grad a Freud is, sag' i . . ."

Der Stall ist eingehend besichtigt, und der Brandlbauer hat dem letzten Ochsen den Schweif aufgehoben und seine Qualitäten gemustert.

„Reischl," sagt er jetzt, „mi g'fallt de Sach. Und indem mei Peter an Hof kriagt und der Nazi heiraten will, halt i für eahm um die Ursula o."

„Mi is recht," erwidert der Reischl, „und wenn mi aushandeln, übergib i an Hof."

Die Ehe ist ein Vertrag, wie ein anderer auch. Soll er richtig werden, dann müssen die Leute wissen, wie sie daran sind.

Deswegen muß man sich vorher alles genau anschauen, damit man nicht hinterher ausgeschmiert ist.

Vorsicht ist besser wie Nachsicht, und für die Reu' gibt der Jud' nichts.

Ich wüßte noch viele Sprichwörter, um das zu entschuldigen, was ich jetzt beschreiben möchte, aber nicht sagen darf.

Kurz und gut, der Nazi ist der Meinung, daß man keine Katz' nicht im Sack kauft, und während die Eltern die Übergabe des Hofes besprechen müssen, hat er eine andere Prüfung vor, die nicht weniger wichtig ist.

Es wird kein Wort darüber verloren.

Das ist einmal so der Brauch.

Die Eltern haben nichts dagegen, und die Ursula auch nicht.

Sie tut wohl ein bissel geschämig und schaut recht spaßig aus ihrem Kopftuch heraus.

Dann aber fährt sie sich ein paarmal mit dem Rücken der Hand unter der Nase auf und ab, und geht, ohne daß es ein Zureden gebraucht hätte, langsam die Stiege hinauf, den Gang hinter, in die Menscherkammer.

Der Nazi marschiert tapfer hinterdrein; sie läßt die Türe offen, er lehnt sie zu, und das andere ist nicht mehr recht zum Erzählen.

Wir müssen die Zwei schon allein lassen und

wieder zu den Alten hinuntergehen, die in der Stube eifrig verhandeln. Die Bäuerinnen sitzen auf der Ofenbank und horchen zu, wie die Mannsbilder den Austrag besprechen und das Abstandsgeld.

Nur hie und da redet die Reischlin ein Wort mit, wenn ihre besonderen Interessen in Frage kommen.

„Fufzeh Henna muaß i b'halten derfa, und acht Anten und vier Gäns . . ."

„Zu wos brauchst denn gor so vüll Henna?"

„Zu wos mi de Henna braucht? De braucht mi scho. I möcht Oar handlen, daß mi a wenig a Geld in d' Hand kriagt. Bald braucht mi des, und bald braucht mi des ander. I mog net, daß mi geht, wia der Huaberin. Reischlin, hat s' g'sagt, balst amol übergibst, sagt s', nacha nimmst da was g'scheits aus, hat's g'sagt. I bin aa so dumm g'wen, sagt s', und hob nachgeben, hat s' g'sagt, und jetzt kon i wegen an jeden Oar zu der Bäurin laffa, sagt s', und muaß no recht schö bitten aa, hat s' g'sagt. Und des mog mi gor net . . ."

„No, no, Reischlin, wegen de Henna z'tragen mir uns net. Also, Reischl, nacha kriagt's Oes fufzehtausad March Abstandsgeld . . ."

„Ja, aba de Taub'n muaß i aa kriag'n, fällt ihm die Reischlin ins Wort; „an Tauben-

kobel muaß i aa hamm, daß ini im Fruhjohr mit die junga Tauben handlen ko. Des gibt's gor it, daß i de Taub'n herlaß . . ."

„No, vo mir aus," brummt der Brandlbauer, „also Oes kriagts drei Zimmer zu da Wohnung, an Austrag, wia ma's g'sagt hamm, und fufzehtausad March Guatsabstand . . ."

„Ja, und acht Anten und vier Gäns; des sell gibt's gor it . ."

„Jessas ja, du kriagst deine Anten scho. Also sechstausad March zahl i bei da Hozet, fünftausad auf Liachtmeß und viertausad auf Micheli 's nächst Johr. Is a so recht?"

„Mi is recht," sagt der Reischl.

„Nacha mach ma's moring notarisch. Des kembts um achti in da Fruah auf Dachau zum Ziaglerbräu. Bal i no net do bin, fragt an Bräumooster Engart, der woaß nacha, wo i bi."

Im Rahmen der Türe erscheint in diesem Augenblick der Nazi. Und hinter ihm die Ursula.

Er schlenkert ruhig in die Mitte der Stube vor und dreht den Hut in den Händen; sie macht sich zu der Ofenbank hin und zupft an ihrem Kopftüchel.

Ihre Ankunft erregt kein Aufsehen.

Der Brandlbauer erklärt seinem Stammhalter, daß man sich herunten geeinigt hätte.

Da zieht der Nazi seinen Geldbeutel, nimmt

bedächtig einen Silbertaler heraus und gibt ihn der Ursula als Darangeld, zum Zeichen, daß auch oben alles in Ordnung befunden worden sei, und daß nunmehr der Vertrag als richtig und fertig gelte.

„So, und jetzt pfüat Enk," sagt der Brandl und geht mit seinen Leuten zum Hofe hinaus.

Sie drehen sich nicht um, und die andern schauen ihnen nicht nach.

Die Ursula schlieft wieder aus ihren Pantoffeln und geht auf den Anger.

Sie zieht die Mistgabel aus dem Grasboden und fängt gemächlich die Arbeit an, wo sie aufgehört hat.

Währenddem ist der Brandl zügig dahingegangen; wie sein Weib einmal neben ihm her stapft, stoßt er sie an und sagt: „Hast as g'seg'n, Bäurin, de oa Sau is guat trachti? Mi müassen schaug'n, daß d' Hozet bald is, sinscht vokaft da Reischl no g'schwind de kloan Fackein."

Die Hinterseer

An den Straßenecken der Residenzstadt X. waren große Plakate angeschlagen, welche verkündeten, daß die „Hinterseer" ihre Vorstellungen im Hoftheater mit dem oberbayrischen Gebirgsstücke „Der Schnackeltoni" am Heutigen beginnen würden.

Man war auf die schauspielerischen Leistungen dieser Kinder der bayrischen Alpen um so mehr gespannt, als die Tagesblätter seit Wochen rühmende Berichte über die urwüchsige, naive Kunst dieser einfachen Bauern gebracht hatten. Der berufenste Kritiker der Stadt, Herr Moritz Bärenthal, hatte noch gestern in seinem Theaterbriefe Nr. 288 geschrieben: „Es sind Bauern. Nur Bauern. Einfache, mit Lederhosen bekleidete Bauern. Aber, was sie uns bieten, ist echte Kunst. Reine, unverfälschte Kost. Man verstehe mich. Ich sage nicht: es ist die Kunst. Ich sage nicht, daß sie allen meinen Vorschriften in Brief 68 und 132 (siehe diese) entspricht. Aber es ist doch Kunst. Die Stücke sind gut. Man gehe hinein. M. B."

Ein anderes Blatt hatte ein Feuilleton über die Hinterseer gebracht. Die bekannt geistreiche Verfasserin desselben schrieb: „Aus diesen Volksstücken weht es uns entgegen wie Waldesluft

und Bergesodem. Wir hören das Murmeln der Bäche und das Rauschen der Bäume, und über alledem schwebt leise verklingend ein melodischer Jodler aus der Kehle eines drallen Bauernmädchens, während im Hintergrunde der ‚Bua' jauchzend und hüpfend einen Schuhplattler tanzt."

Kein Wunder also, daß die erste Aufführung der Hinterseer das ganze gebildete Publikum der Stadt im Hoftheater versammelte.

Auch Serenissimus hatte sich mit Allerhöchstdero Gemahlin eingefunden. In eingeweihten Kreisen erzählte man sich, daß der hohe Herr vor Beginn der Vorstellung sich heiter angeregt von dero Gemahlin über das Milieu hatte belehren lassen.

Die höchste Frau war nämlich vollständig vertraut mit den Sitten und Gebräuchen des Gebirgsvolkes, da Höchstsie einigemale bereits durchgereist waren.

Ihre Durchlaucht schilderten den bekannten Stolz des reichen Bauern, welcher seine Töchter nur wiederum an Bemittelte verheiratet, was insofern nicht ganz den Intentionen der hübschen Landmädchen entspricht, als diese gewöhnlich ihre treuherzige Zuneigung einem Bediensteten des Vaters schenken. Durchlaucht erwähnten dann noch den rührenden Kampf zwischen Pflicht und Liebe seitens der Tochter, berührten auch die

Entsagung des armen Knechtes, den Konflikt desselben mit dem starrköpfigen Alten und bemerkten, daß alle diese Gefühle am Schlusse des Stückes durch Patschen auf die entblößten Kniee rhythmisch zum Ausdrucke gelangen.

Serenissimus hörten sichtlich interessiert zu und waren sich beinahe im klaren, als das Stück begann.

Es war eine echte, taufrische Dichtung.

Die Tochter des reichen Freihofbauern liebte den Flößer Toni, welcher der beste Schütze und Kegelschieber rundum war.

Der Alte hatte beschlossen, seine Afra an den buckeligen Sohn des steinreichen Holzhändlers Schmid zu verheiraten. Alles war besprochen und verabredet zwischen den Eltern.

Da kommt plötzlich die Entdeckung, daß der arme Schnackeltoni diese Pläne stören will.

Bei einem Preiskegeln ist der Freihofbauer über die Kunst des strammen Burschen so entzückt, daß er ihm freistellt, einen Wunsch zu äußern, gleichviel welchen; er wolle ihn gewähren. Und als Toni das nicht glaubt, schwört er bei seiner Ehre und dem Grabe seiner Eltern.

Da wünscht der Übermütige die Hand der Afra Wegleitner zum ehelichen Bunde!! Der nächstfolgende Akt schildert packend den Seelenkampf des Alten, welcher vor der schweren Wahl steht, ob er dem Holzhändler Schmid oder dem

Floßknechte Toni das gegebene Wort brechen soll. Er entscheidet sich schweren Herzens zu letzterem und greift mit rauher Hand in das Lebensglück seiner Tochter, welche nach einem schrecklichen Kampfe zwischen Eltern- und Burschenliebe den Helden des Stückes in die Fremde schickt. Toni zieht in den Krieg, rettet bei Sedan einen Oberst und zwei Generäle, erhält das eiserne Kreuz, wird verwundet und sieht im Lazarette seine Afra wieder, welche Krankenpflegerin geworden ist. Im letzten Akte kommt die Versöhnung. Der alte Wegleitner will immer noch starrköpfig den Floßknecht verschmähen, da bringt der Bürgermeister ein Handschreiben des Königs, welcher die Ehe der lieblichen Alpenrose mit dem tapferen Ritter des eisernen Kreuzes befiehlt.

Wortlos starrt der Alte auf den Brief.

Mit zitternder Stimme sagt er: „Wos? Vom Kini? Von unserm Kini? An Briaf von unserm Kini? No, Toni, da hast halt dei Afra! Bal's da Kini selber hamm will, ko der Freihofbauer net dagegen sei. Leuteln, spielt's oan auf!"

Und nun beginnt auf der Bühne, welche sich rasch mit Burschen und Mädeln füllt, ein lustiges Tanzen, Stampfen und Patschen.

Serenissimus waren sichtlich ergriffen und befahlen die Darsteller der Hauptrollen zu sich. Der Intendant von Pritzelwitz geleitete die Natur-

kinder in die Loge. Sie schoben sich schwerfällig in den vornehmen Raum, und ihr Wortführer, der „Fischersimmerl", begrüßte die hohen Herrschaften mit der naiven Schlichtheit seines Volkes.

„Grüaß di Good, Herr Fürst! Grüaß di Good, Frau Fürstin! Seid's alleweil g'sund beinand?"

„Äh, was? was sagt der Kärl?" fragte Serenissimus.

„Er frägt Euer Liebden nach dero Wohlergehen," flüsterte die Herzogin.

„So, so? hm! Äh, äh . . . sagen Sie mal, mein Lieber, woher sind Sie eigentlich?"

„Vo Hintersee außa, z' allerhöchst im Gamsgebürg."

„Wie? Was sagt der Kärl?"

„Er bemerkt, daß er aus dem Hochgebirge ist, Euer Liebden."

„So? Äh . . . sagen Sie mal, patschen bei Ihnen zu Hause die Leute alle so stark auf die Kniee?"

„Du moanst an Schuahplattler, Herr Fürst? Da hast Recht. Woaßt, des is unser Nationaltanz; da leg ma alles nei, was mir hamm, inser Herz und inser G'müat und die Liab zu insern Herrscherhaus."

„Schon gut, hm, äh, äh . . . schon gut. Ich verstehe den Kärl absolut nicht, der stottert ja!

Sagen Sie mal, Pritzelwitz, der Kärl war doch ein janz gewöhnlicher Bauer? Was?"

„Ja, Euer Liebden."

„So, wie die Kärls bei uns, die, die Mist schieben, was?"

„Genau so, Euer Liebden."

„Und jetzt ist er Künstler, he?"

„Ja, Euer Liebden. Ein ganzer, echter, deutscher Künstler."

„Märkwürdig, hm, äh ... märkwürdig! Geben Sie den Kärls ein paar Medaillen für Kunst und Wissenschaft."

Mit einer gnädigen Handbewegung entließ der Fürst die kunstfreudigen Landbewohner.

Das Begräbnis

Am Dienstag, den 3. Januar, verstarb der Realitätenbesitzer Josef Seilinger eines plötzlichen Todes.

Er war wie alltäglich beim Sternbräu zum Abendschoppen eingekehrt, trank mit sichtlichem Behagen seine drei Maß Bier und sprach sich mit gewohnter Lebhaftigkeit über die Schlechtigkeit der preußischen Zustände aus.

Um sieben Uhr verließ er die Gaststube und begab sich in die Küche, um sich von der Frau Wirtin zu verabschieden. Er wechselte einige Scherzworte mit ihr und sagte noch: „Jetzt pfüat Eana Gott, Sie Schneckerl, Sie liab's," da fiel er plötzlich streckterlängs zu Boden und war maustot.

Nun lag er den zweiten Tag aufgebahrt im Prunkzimmer seiner Wohnung.

In dem frostigen, unfreundlichen Raume nahm die tiefverschleierte Witwe die Beileidsbezeugungen entgegen. Es war ein stetes Kommen und Gehen.

Die ehrsamen Bürger traten schweigend mit ihren Frauen an die Bahre.

Sie legten alle gleichmäßig die Stirne in ernste Falten, verzogen die Mundwinkel und sahen lange und ausdruckslos noch einmal in das breite Gesicht des Verblichenen.

Die Frauen drückten schluchzend die Taschentücher an ihre nassen Augen und zählten im Geheimen die Kranzspenden.

Nach einer anständig bemessenen Pause traten die Besucher zu den Leidtragenden und sprachen Worte des Trostes.

„Wer hätt' dös glaubt, Frau Seilinger? So a g'sunder Mann! Vor drei Tag hab i'n no über'n Marktplatz geh seh'gen und zu mein Mann g'sagt — gel Schorschel? — schau hi, hab i g'sagt, da geht der Herr Seilinger. Und jetzt — — a so a Mann . . .!"

„— — Ja, ja, der Seppl! I hätt's a net gmoant, daß eahm so schnell derwischt, Frau Seilinger. Am letzten Sunntag san ma no so zünfti beinand g'wen, und heint liegt er do . . . Ja, ja, das menschliche Leben!

„Trösten's Eana, Frau Seilinger! Gunnen's eahm sei Ruah. Eahm is wohl! Wer woaß, was eahm alles derspart blieben is, und wia bald daß uns selber außi tragen mit di Füaß voro."

Und wenn die trauernde Witwe zustimmend mit dem Kopfe nickte, rühmte die Frau noch die Schönheit und Zahl der Kränze.

„De vielen, vielen Kränz' und de schönen Blumen, Frau Seilinger! Es ist doch auch a gewisser Trost, wenn ma siecht, wia van de Leut

in Ehren halten! So was muaß noch gar net dag'wesen sein."

Dann blickten die Besucher der Witwe noch einmal tieftraurig in die Augen und machten anderen Platz.

Draußen bemerkte die Frau flüsternd: „Hast a's g'sehg'n, Schorschl? Mit dera Trauer is a net weit her. Grad drucka hat s' müassen, daß s' a paar Thräna außerbracht hat. Und den Aufwand! An glatten Kaschmirrock mit Schürzendraperie und Krepp de schin-Ausputz, a g'schweifte Schoßtaille mit an Latzteil, und am Rand matte Holzperlen. Statt a Schneppenhauben hat s' an Kapothuat mit an schwarzen Bleamelbukett, und den Schloar!"

„Na! Na! I woaß net, daß de Leut koa rechts G'fühl nimma ham. Da guat Seilinger wenn s' sehg'n tat, wia s' dasteht, nacha drahet er si um."

Im Treppenhause war die Leichenfrau mit den Zurüstungen für die Einsegnung beschäftigt; sie zündete die Kerzen an, stellte das Weihwasser zurecht und wies die Ankommenden in das Trauerzimmer.

Ihre Miene war dem Ernste ihres Berufes angemessen, und nur flüsternd führte sie die Unterhaltung mit diesem und jenem Trauergaste.

„Geln's, da Herr Seilinger? Aba schö liegt

er drin, koa bissel entstellt! So sanft! Grad als wenn er schlafen tat. So a g'sunder Mann und so plötzli schterben! I sag Eana, was der Herr für a G'wicht g'habt hat, des is net zum glauben! Der muaß im Leben allerweil seine guaten dritthalbe Zentner g'wogen ham. I hab zerscht gmoant, i kunnt'n alloa daheben beim Anziagn, aber da is koa Drodenka net g'wen. Erscht wia mir die Binder Cenzl g'holfen hat, is ganga. Cenzl, hab i g'sagt, paß auf, sag i, daß ma'n schö hinleg'n, hab i g'sagt . . ." Die Leichenfrau wurde unterbrochen durch das Herannahen der Geistlichkeit, welche die Zeremonie begann.

Eintönig hallten die tiefen Stimmen der singenden Priester durch den kalten Gang, und süßlicher Weihrauchduft füllte das Haus.

Vor demselben hatten sich nunmehr alle versammelt, welche dem Toten das letzte Geleit geben wollten.

Alle Vereine, denen Josef Seilinger angehört hatte, waren vertreten. Die Liedertafel, die Schützengesellschaft, der Tarokklub, die freiwillige Feuerwehr, der Veteranenverein und der Velozipedklub.

Zum Zeichen der Trauer waren die Fahnen umflort wie die Schärpen der Fahnenjunker.

Mit finsterem Ernste blickten die Männer unter den hohen Zylindern hervor; ihnen gegenüber,

durch die Straße getrennt, stand die schwarzgekleidete Schar der Frauen.

Die Blicke aller waren auf das Tor gerichtet, aus dem jetzt schwankend unter der Last des Sarges die Leichenträger schritten, gefolgt von der Geistlichkeit und den Hinterbliebenen.

Die Fahnenträger schlossen sich an, dann die Trauergesellschaft in hergebrachter Ordnung.

In langer, krummer Linie schlich der schwarze Zug durch die schneebedeckten Straßen; an den Fenstern lugten hinter den Vorhängen die alten Leute und Kinder heraus; die kleinen Häusler und Taglöhner standen vor ihren Hütten und entblößten ehrfürchtig die Häupter zum letztenmal vor dem dicken, reichen Josef Seilinger.

Die Bürger aber kürzten sich den Weg mit Gesprächen über das traurige Ereignis.

„Ja, schnell hat's 'n g'rissen. Wer hätt' dös glaubt? Woaßt as no, Franzl, wia ma vorig's Jahr in Hausham beim Bierletzt g'wen san? I und da Reitmoar und du und da Seilinger? Wia ma z'letzt allsam so b'suffa g'wen san, daß ins s'Bier bei die Augen außa grunna is?"

„Freili woas i's no. Wia nacha da Seilinger aufg'standen is und hat mit da Faust in Tisch einig'haut. Herrgottsakra, hat a g'schrian, trink ma no a Maß, ös Fretter ös miserablige! I

trink Enk allsamt untern Tisch eini. Und g'rad schnackerlfidel is er g'wen."

„Ja, da hätt aa koa Mensch net denkt, daß er so bald ei'liefert. Ma hat eahm nix okennt."

„No, no, woaßt, Franzl, dös viele Saufen ko net guat sei. Er hat scho a bisl gar z'naß g'fuattert."

„Dös is wahr. Du, wo geh' ma denn danach hi?"

„I moa halt, zum Sternbräu. Spiel ma an Tarok, da Weißlinger tuat aa mit. Gel, Schorschl?"

„Ja, is ma grod recht . . . Bst! Bst!"

Man war vor dem offenen Grabe angelangt. Als unter den üblichen Zeremonien der Sarg versenkt war, entblößte der Pfarrer das Haupt und sprach:

„Andächtige Trauerversammlung! Wir stehen vor dem offenen Grabe des tugendsamen Josef Seilinger, bürgerlichen Realitätenbesitzers dahier. Er ist geboren am 10. Oktober 1854, als der Sohn des Realitätenbesitzers Josef Seilinger und dessen Ehefrau Brigitta, und starb am 3. Januar 1899. Sein Leben war vergleichbar einem Strome, der ruhig dahinfließet. In seiner Jugend besuchte er drei Lateinklassen mit großem Erfolge, wie durch das Zeugnis seiner Lehrer bestätiget wird. Alsdann zog er sich in sein elterliches Haus zurück und verblieb daselbst bis zu seinem Lebensende.

Im Jahre 1879 vermählte er sich mit Fräulein Maria Hitzinger, Brauereibesitzerstochter von hier, welche heute als trauernde Witwe in das Grab blicket. Der glücklichen Ehe entsprossen drei Kinder.

So, geliebte Christen, ist seine Laufbahn ein Beispiel und eine Lehre für alle. Er war aber auch ein ordnungsliebender Bürger und ein gläubiger Katholik. Er war nie ein Zweifler, und der neue Geist, welcher jetzt so böse in der Welt umhergehet, hat ihn nicht beschädiget.

Darum dürfen wir hoffen, daß er trotz seines schnellen Endes die Seligkeit erworben habe. Amen!"

Hier wollte der Gesangverein einfallen mit dem Liede: „Seht, wie sie so sanft ruhen." Aber nach den ersten Tönen brachen die Sänger ab; eine auffallende Bewegung ging durch ihre Reihen, und nach einer drückenden Pause trat der Vorstand an das Grab und erklärte, daß der Gesang infolge Unwohlseins einiger Mitglieder nicht stattfinden könne.

Damit war auch die Feierlichkeit zu Ende. Die Trauergäste entfernten sich rasch und besprachen mißbilligend das letzte Vorkommnis.

„Da siecht ma's wieda, unsa Liadertafel. Bal ma sei Ruah haben möcht im Wirtshaus, nacha plärren s' in oan Trumm, oan faden G'sang nach

dem andern. Bal ma ſ' aba braucht, ham ſ' koa Stimm'. I möcht blos wiſſen, was da dahinter ſteckt."

Die Neugierde wurde bald befriedigt, denn der Vorſtand erzählte beim Sternbräu jedem, daß der erſte Baſſiſt, der Schreinermeiſter Bergmann, ſich geweigert habe, zu ſingen.

„Und wiſſen S', warum, meine Herren? Weil d' Frau Seilinger an Sarg net bei eahm hat macha laſſen. I hab bitt und bettelt, daß er uns de Blamaſch net athoa ſoll. Nix hat's g'holfen. ‚Fallt ma gar net ei,' ſagt er, ‚braucha de Protzen mein Sarg net, braucha ſ' mei Stimm' aa net.' Was ſagen S' da dazu, meine Herren?"

„Ja no!"

Ich legte meiner Nachbarin noch ein Stückchen Kapaun auf den Teller. Sie dankte und sagte: „Es ist zu ungeschickt, daß er immer so spät kommt."

Ich nickte ihr beifällig zu und versicherte ihr, daß ich gleichfalls einen gut gebratenen Kapaunen dem besten Fische vorziehe.

Da sah sie mich verwundert an und brach in ein silberhelles Lachen aus.

„Das ist köstlich! Das ist reizend! Dieses Mißverständnis! Ich meinte ‚ihn', und Sie denken an gebratene Hühner. Das muß ich Peter Paul erzählen."

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich wußte nicht, daß Sie verlobt sind."

„Verlobt? Ich spreche doch von Peter Paul!"

Diesmal klang es vorwurfsvoll; und als ich ihr treuherzig versicherte, daß ich niemanden dieses Namens kenne, rückte sie von mir weg.

Sie sprach leise einige Worte mit dem Herrn zu ihrer Rechten; nach kurzer Zeit entstand ringsherum ein Tuscheln und Flüstern; man hörte auf zu essen, und als ich mir eben noch ein Stückchen Geflügel ausbitten wollte, sah ich, daß die Augen aller Anwesenden auf mich gerichtet waren. Ich fuhr mit der Hand nach der Krawatte. Sie saß

auf dem rechten Flecke, und auch sonst war nichts in Unordnung.

„Vielleicht habe ich den Salat mit dem Messer in den Mund geschoben; ich werde mich etwas mehr zusammen nehmen," dachte ich und nahm mir mit möglichster Unbefangenheit einen fetten Schlegel von der Platte.

Ich sollte ihn nicht mit Ruhe verzehren. Es quälte mich, daß so viele Lorgnons und Zwicker durchbohrend auf mich gerichtet waren. Ich wurde unsicher und stach mit der Gabel daneben. Das Bratenstück wurde förmlich lebendig, ich jagte es auf dem ganzen Teller herum, und als ich es endlich zu fassen kriegte, rutschte ich mit dem Messer so heftig ab, daß die Sauce in die Höhe und meiner Nachbarin auf das Kleid spritzte

Ich entschuldigte mich und begann den Kampf von neuem.

Diesmal gedachte ich es besser zu machen und spießte in verhaltener Wut den widerspenstigen Schlegel fest auf das Porzellan. Eben hatte ich ihn und schnitt mit einer energischen Bewegung tief in das Fleisch, als mein vis-à-vis, ein blonder Herr mit melancholischen Gesichtszügen, das allgemeine Schweigen unterbrach und mich mit vibrierender Baßstimme fragte: „Sie kennen also Peter Paul nicht?"

Ich verspürte einen elektrischen Schlag in der

linken Hand und fuhr mit dem durchbohrten Kapaunen gickſend über den Teller hinaus. Da lag er jetzt auf dem weißen Tiſchtuche, und ich ſah, daß er für mich verloren war.

Zornig wollte ich dem unangenehmen Frageſteller erklären, daß ich auf alle Peter Pauls der Welt pfeife, als die Tafelrunde in große Bewegung geriet.

Alle erhoben ſich von den Stühlen, und mehrere Damen eilten auf die Türe zu, in deren Rahmen ein mittelgroßer, fetter Herr erſchien.

Man nahm ihm Hut und Überzieher ab; nach geraumer Zeit löſte ſich der Kreis, welcher ſich um ihn gebildet hatte, und er ſchritt an der Seite unſerer Gaſtgeberin auf ſeinen Platz zu.

Ich ſah, wie alle Anweſenden heftig bemüht waren, durch Kopfnicken und Verbeugungen dem Neuangekommenen ſich bemerklich zu machen, und ich ſah, wie ſich die Geſichter derjenigen verklärten, welche einen vertraulichen Gegengruß erhielten.

Ich wurde in meinen Betrachtungen plötzlich geſtört. Ein Herr hatte ſich hinter mich geſchlichen und flüſterte mir erregt ins Ohr: „Blamieren Sie ſich nicht länger! Das iſt Peter Paul!“

Ich ſah ihn ſo verſtändnislos an, daß er ſich meiner erbarmte und nochmals hervorſtieß: „Peter Paul Huber!“

Dabei zog er die Brauen in die Höhe und verdrehte die Augen so, daß man nur mehr das Weiße sah.

Ich begriff, daß ich wohl oder übel verstanden haben mußte, und ließ über meine Züge ein Lächeln der Erhellung gleiten. „Ach pardon! Natürlich! Wie man nur . . . pardon!"

Dann setzte ich mich und nahm mir vor, an diesem Abende den Mund nur mehr zum Essen aufzutun. Die Verwirklichung dieses Vorsatzes wurde mir sehr leicht, da die Aufmerksamkeit der sämtlichen Tischgäste auf Peter Paul gerichtet war.

Er hatte den dicken Kopf auf die linke Hand gestützt und blickte träumerisch über die Tafel hinweg.

Der Diener, welcher mit der Platte hinter ihm stand, hob bald das eine Bein, bald das andere in die Höhe und verzog sein Gesicht zu einer schmerzlichen Grimasse, da er sich die Finger verbrannte.

Endlich schreckte Peter Paul auf, sah den Servierkellner geistesabwesend an und nahm sich ein Stück Wildpastete.

Während des Tranchierens legt er plötzlich Messer und Gabel zur Seite, unterschlug die Arme wie Napoleon in der Madame sans gêne und sagte: „Der Stolz des Weibes ist die Demut vor dem Schicksale."

Dann erst aß er weiter. Die Wirkung des Satzes war eine großartige.

„Haben Sie gehört? Der Stolz des Weibes... ah, kolossal! Welche Tiefe! Und dabei diese Einfachheit!"

Die Herren sahen nachdenklich auf das Tischtuch und wiegten in tiefem Sinnen die Häupter, die Damen wetteiferten, um in die Augen das bekannte „Aufleuchten" zu bekommen. Die Hausfrau sah triumphierend im Kreise herum, und eine bejahrte Matrone ließ sich von ihrem Nachbar den Satz durch das Hörrohr sagen.

Dann schüttelte auch sie begeistert den Kopf und öffnete den zahnlosen Mund.

„Ach wie schön! Das ist ja entzückend! Die Demut des Weibes... ja, ja... ist das Schicksal des Stolzes... äh . . . äh . . . Wundervoll! Ganz wundervoll!"

Peter Paul aß inzwischen zwei Pasteten und dann noch eine.

Als er mit der dritten fertig war, versank er wieder in Nachdenken.

Ich hoffte, daß er beim nächsten Gange wieder etwas sagen werde, da ich mir bei der allgemeinen Aufregung öfter servieren lassen konnte.

Meine Erwartung wurde nicht getäuscht.

Als er sah, daß die Gesellschaft sich hinreichend gesammelt hatte, um einen neuen Stoß zu erleiden, strich er seine Haare in die Stirne, und indem er die Hausfrau durchbohrend anblickte, sagte er

langsam, jedes Wort betonend: „Die Renaissance ist die Patina der Antike."

Diesmal waren die Folgen besorgniserregend. Herren und Damen drehten sich auf ihren Sitzen herum und sahen sich minutenlang in die starr geöffneten Augen. Dann brach es los.

„Also das ist ... das ist einfach fabelhaft! Das ist ja ... ach Gott .. das ist eben Peter Paul!"

Der Gefeierte nahm sich drei Filetstücke heraus; ich beobachtete ihn genau und nahm mir vor, ihn um eines zu schlagen. Ich tat dies auch und war schon lange fertig, als die Matrone noch immer sich durch das Hörrohr den Ausspruch trompeten ließ.

Sie konnte nicht damit zurecht kommen und sagte endlich verdrießlich: „Aber das verstehe ich ja nicht." Zum Glücke für sie erhob sich in diesem Augenblicke Peter Paul und eröffnete den schmerzlich überraschten Gästen, daß er noch eine Wohltätigkeitsvorstellung besuchen müsse.

Als die ganze Schar seiner Verehrer sich um ihn zum Abschiede drängte, ließ er sich erweichen und sagte noch: „Eine Wohltätigkeitsvorstellung ist gut, wenn die Wohltätigkeit keine Vorstellung und die Vorstellung eine Wohltätigkeit ist."

Nun konnte er gehen.

So lernte ich den berühmten Schriftsteller Peter Paul kennen.

Ich ging mit Paula Rohrdommel zum Bahnhofe. Ein Bataillon Freiwilliger war marschbereit zur Fahrt nach China, und sie wünschte sehnlich, die Abziehenden noch einmal zu sehen.

„Es ist so furchtbar interessant, sterbende Krieger zu beobachten," sagte sie mit schwärmerischem Aufschlag ihrer wasserblauen Augen; „und ich bin überzeugt, daß ich Stoff finden werde für einen größeren Roman. Glauben Sie nicht?"

„O ja, Fräulein Paula, gewiß; ich bin bereit, Ihnen mehr zu zeigen, als Sie in zehn Romangeschichten verwursten können."

„Aber Herr Doktor! Wie komisch Sie sich ausdrücken!"

„Ganz und gar nicht, meine Teure. Das Bild ist glücklich gewählt. Die Schriftstellerei hat gewisse Ähnlichkeit mit dem Selcherberufe."

„Oh!"

„Ja, ja, Fräulein! Sehen Sie, man greift sich die Stücke heraus, haut sie zu einem Brei, tut Pfeffer und Salz, die Würze, den Esprit hinzu und drückt sie durch die Form, welche stets dieselbe bleibt. Der Geschmack ist verschieden, je nach den Ingredienzien, aber das Ganze ist doch ein Roman, eine Novelle, eine Wurst! Nicht wahr?"

„Doktor, Sie sind wirklich geistreich!"

„Hm — ja! Ziemlich! Aber da sind wir ja schon. Sehen Sie, das Bataillon ist bereits aufgestellt."

„Wirklich! Gott, wie himmlisch! Wie sie alle dastehen, als wehten die Fittiche des Ruhmes um sie!"

„Ganz richtig! Aber sehen Sie den Offizier dort, der sich so melancholisch den Schnurrbart streicht!"

„Der mit den todestraurigen Augen?"

„Ja. Seine Geschichte ist so interessant als rührend."

„Wirklich? Bitte, bitte, erzählen Sie!"

„Gerne. Er liebte und wurde geliebt. Der Vater des Mädchens ist Kommerzienrat, und so waren alle Bedingungen zum Glücke gegeben.

„Das junge Brautpaar schwamm in einem Meer von Wonne und zählte die Tage, welche sie von dem letzten Zeitpunkte trennten.

„Da — wie macht man das gleich bei Kommerzienräten? — ja, eines Tages brannte der Kassierer durch, und gleichzeitig verlor der Alte den Rest seines Vermögens an der Börse. Der Traum war zu Ende, die Blüte geknickt."

„Gott, wie traurig!"

„Herzbrechend! Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, Fräulein Paula! Er wird sich nie

mehr erholen von dem Schlage, und ich fürchte, ich fürchte zu wissen, was der Ärmste am Ufer des Pei-ho sucht."

„Was denn? Sprechen Sie doch!"

„Den Tod," murmelte ich dumpf, „Vergesse- seiner Leiden."

„Nein, das ist interessant! Und ich habe ga keinen Bleistift bei mir!"

„Warten Sie nur, es kommt noch mehr. Betrachten Sie dort den Unteroffizier! Bemerken Sie nichts an ihm?"

„Welchen meinen Sie? Der so vergnügt lacht?"

„Vergnügt? Das heißen Sie vergnügt? Es ist das erbitterte Lachen eines Verzweifelnden! Und wahrlich, der Mann hat Grund dazu!"

„Sie spannen mich auf die Folter, Herr Doktor!"

„Nicht lange. Hören Sie! Er war Tischlergeselle und erhob die Augen zur Tochter seines Meisters. Sie schien Gefallen zu finden an dem fröhlichen Burschen und erweckte in ihm kühne Hoffnungen. Er sollte nicht lange in diesen schwelgen, sein Fall war jäh und tief. Als er seiner Sache gewiß zu sein glaubte, trat er vor den Meister und bat ihn mit schlichten Worten um die Hand des Töchterleins. Da ließ der Alte das Mädchen kommen und vor der Geliebten sagte er dem treuen Gehilfen Dinge, welche sich nicht drucken lassen; ja, er lud ihn

zu einer Handlung ein, welche Ihnen unbekannt ist, — bleiben muß."

„Bitte, sagen Sie es mir! Eine Schriftstellerin kann viel ertragen."

„Es geht nicht, Fräulein Paula; auch war es nur eine Redensart. Die Hauptsache ist, daß unser Held schnöde abgewiesen, in seinen heiligsten Gefühlen verletzt wurde. Ich bin überzeugt, daß wir auch ihn nicht mehr sehen werden."

„Doktor, es ist doch etwas eigenes um die Liebe!"

„Tja! Fräulein Paula, leider! Und sie verschont keinen Stand. Auch die Gemeinen sind nicht frei von ihr. Der rechte Flügelmann dort könnte ein Lied davon singen."

„Woher Sie nur alles wissen?"

„Ich bin vertraut mit den menschlichen Verhältnissen. Aber wollen Sie die Geschichte des armen Mannes vernehmen?"

„Wie mögen Sie fragen? Ich werde nicht müde, Ihnen zu lauschen, und dann ist es auch so belehrend."

„Sehr schmeichelhaft. Vielleicht bemächtigt sich Ihre Feder des Stoffes. Der Soldat dachte vor einem Jahre auch nicht daran, daß er die Kriegsfackel nach China tragen würde. Er ist der Sohn eines reichen Bauern im Gebirge, und verbrachte wie alle Kinder der Alpen seine Tage

mit Singen und Schuhplattltanzen, bis die Broni auf den Hof kam. Seitdem war es aus. Er verliebte sich wahnsinnig in die dralle Dirne, aber die Eltern blieben hart und verweigerten den Segen. Der Ärmste floh aus der Heimat, wurde Soldat — und dort steht er. Vor den Wällen Pekings wird er das Leben, aber nicht die Treue lassen. Möge ihm die fremde Erde leicht sein!"

In den Augen meiner Begleiterin schimmerte es feucht. „Das Leben ist doch selbst ein Roman," flüsterte sie, „man braucht ihn bloß zu schreiben. Ich werde gleich heimgehen."

„Tun Sie das, mein Fräulein! Wenn Sie meine schlichten Erzählungen verwerten wollen, beeilen Sie sich, sonst kommen Ihnen tausend Kolleginnen zuvor."

„Wie wäre das möglich?"

„Sehr einfach! Merkten Sie nicht, es ist immer dasselbe? Er und Sie, der Inhalt des Lebens. Den Unterschied bildet bloß die Uniform. Diesmal tragen die Helden Kakhi. Aber sonst, wie gesagt, geht es durch die gleiche Wurstspritze. Eilen Sie!"

Die Volksverbesserer

Man schrieb und sprach in der letzten Zeit vieles über unseren Richterstand. Die Frage, ob von uneigentlicher Bestechlichkeit bei eigentlicher Unbestechlichkeit überhaupt gesprochen werden könne, wurde von einem hohen Ministerium dahin beantwortet, daß dies jedenfalls nicht geschehen dürfe.

Diese Behandlung des kitzlichen Themas ist ebenso erschöpfend als maßgebend, und ich finde die hierin niedergelegte Ansicht um so erquicklicher, als sie sich vollständig mit der meinigen deckt.

Ich habe stets unsere Richter bewundert, weil sie über alle Dinge mit der gleichen Sachkenntnis urteilen und nicht selten gerade das finden, an was niemand dachte. Dabei geht unverkennbar ein großer Zug durch unsere Rechtsprechung; man hat wirklich die Absicht, die niederen Volksschichten zu bessern und zu belehren.

Wenn dies durch Anwendung väterlicher Strenge irgend möglich ist, geschieht es sicherlich gerne, aber es fehlt auch nicht an Versuchen der gütlichen Überredung.

Ich habe schon manchen jungen Amtsrichter beobachtet, wie er im Schweiße seines Angesichtes sich abmühte, um einem verstockten Arbeiter klar zu machen, daß die sozialen Verhältnisse durchaus

nicht so schlimm seien, wie dieser sie kennen lernte.

Erst gestern bewunderte ich die Geduld und Einsicht der jugendlichen Juristen, als die Sache des Maurers Johann Pletschacher verhandelt wurde.

Der Delinquent war an einem Sonntage vor den Magistrat geladen worden, um seine Invaliditätsversicherungskarte abzuholen.

Er hatte hierin eine unliebsame Störung seiner Sonntagsfreuden erblickt und dies sämtlichen Beamten mit erhobener Stimme so deutlich zu erkennen gegeben, daß er nunmehr auf der Anklagebank saß.

Man sieht, der Fall entbehrte nicht eines gewissen sozialen Beigeschmackes. Dies mochten wohl auch die Herren am Richtertische fühlen.

Der Amtsanwalt reckte sich straffer im Stuhl zurecht und strich bedeutungsvoll den kleinen Schnurrbart. Das jugendliche Gesicht des Vorsitzenden bekam ein finsteres Aussehen, und die Stimme klang mehrere Nuancen schärfer, als er Johann Pletschacher ins Gebet nahm.

Es entwickelte sich das sattsam bekannte Frage- und Antwortspiel.

Im Verlaufe desselben zeigte es sich deutlich, daß die Verfehlung des Münchener Fassadenmaurers nicht auf bloße seelische Erregung, sondern

auf die ganze Charakterbildung desselben zurückzuführen war.

Er glaubte hartnäckig, daß er im Rechte war; er sprach davon, daß, wer die ganze Woche arbeite, am Feiertage seine Ruhe haben möchte; er stellte die Ansicht auf, daß die Beamten wegen die Leut, und nicht die Leut wegen die Beamten da seien; er versuchte nachzuweisen, daß er sich nichts zu gefallen zu gelassen brauche, kurz er brachte lauter Dinge vor, welche in das Politische hinüberspielten.

Dabei war er auch in der Form durchaus nicht korrekt.

Seine Stimme, welche durch starkes Schmalzlerschnupfen eine unangenehme Klangfarbe angenommen hatte, war roh und verletzend; überdies schien Pletschacher zu glauben, daß seine Gründe besser würden, wenn er sie mehrmals und immer lauter vorbrächte.

Die Debatte wurde ziemlich erregt, und als der Vorsitzende in berechtigter Entrüstung dem Angeklagten vorhielt, daß es ja nur sein Bestes wäre, wenn der Staat für die alten Tage der Arbeiter sorge, da erklärte Pletschacher feierlich, daß er auf die Altersrente pfeife, und daß er sie jedem im Zuschauerraum überlasse, der sie wolle.

Ich fürchtete bereits, daß diese Kühnheit üble Folgen haben werde, allein zu meinem Erstaunen blieb der Vorsitzende ruhig.

Er nickte nur schmerzlich lächelnd mit dem Kopfe, wie jemand, der etwas lange Gefürchtetes bestätigt sieht. Dann warf er einen verständnisinnigen Blick zum Amtsanwalte hinüber, der mit wilder Energie den Schnurrbart drehte.

„Pletschacher," sagte der Vorsitzende mit weicher Stimme, „Pletschacher, gelt, Sie sind Sozialdemokrat?"

„Dös glaab i," erwiderte dieser, „seit s' dö Partei hamm, bin i dabei."

„Ach so! Jetzt wird mir vieles klar."

Der junge Amtsrichter sah bei diesen Worten so nett und so intelligent aus, daß ich ihn wirklich lieb gewann.

Ich merkte, daß er keinen Groll gegen den Angeklagten hegte, und daß ihn nur ein tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen erfaßt hatte.

Er räusperte sich mehrmals, wie jemand, der eine längere Rede vor hat, und dann fragte er gütig: „Pletschacher, sehen Sie nicht ein, wie weise dieses Gesetz ist, welches Ihnen ein glückliches Alter verbürgt?"

„Na! Dös siech i net."

„Ja, aber Pletschacher, passen Sie mal auf, nehmen wir mal an, Sie werden alt, müde, gebrechlich, Sie werden siebzig Jahre alt . . ."

„Dös glaab i net . . ."

„Was glauben Sie nicht?"

„Daß i siewaz'g Johr alt wer, glaab i net."

„Ja, warum? Gehört das zu den Unmöglichkeiten?"

„I glaab's halt net . . ."

„So, Sie glauben es einfach nicht? Hm! Gut! Aber Pletschacher, selbst angenommen, Sie würden dieses Alter nicht erreichen, dann werden doch andere, Ihre Mitarbeiter, diese Wohltat genießen . . ."

„Wos brauch denn i für anderne zahl'n? Dös gibt's gar net!"

„Das ist es eben!" fiel hier der Amtsrichter eifrig ein, „das ist es eben! Sehen Sie, Pletschacher! Da fehlt Ihnen die Einsicht, der Sinn für die Allgemeinheit, für das Ganze, für den Staat."

Pletschacher nahm eine Prise Schmalzler und sah ironisch auf seinen Lehrer, der mit erhobener Stimme fortfuhr: „Der Staat ist eben, ja, wie soll ich mich Ihnen verständlich machen, der Staat ist wie eine Bienenkolonie, wie ein Bienenkorb, in Zellen eingeteilt; jede Biene hat ihre Zelle für sich, ihre Funktionen für sich, aber alle greifen zusammen. Verstehen Sie mich?"

„Na, und glaaben tua i's aa net."

„Was glauben Sie nicht?"

„Daß der Schtaat wia a Bienenkorb is, glaab i net, Herr Amtsrichter. Bei die Bienen wer'n dö, wo nix arbet'n, umbracht, bei ins aba hamm s' des schönste Leben. Do is grad umkehrt."

Das Gesicht des Vorsitzenden hatte sich bei diesen Worten verfinstert, jede Milde war aus demselben verschwunden.

Er sah, daß mit Vernunftgründen eine Besserung nicht zu erreichen war, und beschloß wohl, die ganze Strenge des Gesetzes anzuwenden.

In der Tat wurde Pletschacher mit der höchsten Strafe bedacht. Ich fand es durchaus richtig. Der Mann hatte die Möglichkeit, von seinen Irrtümern geheilt zu werden, schnöde verscherzt. Da ist Milde von Übel.

Der Kohlenwagen

Ein großes, schwer beladenes Kohlenfuhrwerk fuhr auf dem Tramwaygeleise, als eben ein Wagen der elektrischen Straßenbahn daher kam.

Der Kutscher des Kohlenfuhrwerks sagte: „wüst, ahö, wüst" und fuhr so langsam aus dem Geleise, als wäre die elektrische Bahn nur eine Straßenwalze.

Er bewerkstelligte auch, daß er gerade noch mit dem hinteren Rade an den Wagen stieß. Das Rad brach, und der Kohlenwagen senkte sich krachend mitten in das Geleise.

„Du Rammel, du g'scheerter, kannst net nausfahren?" schrie der Kondukteur.

„Jetzt nimma, du Rindviech!" antwortete der Kutscher. Und er hatte ganz recht, denn eine Kohlenfracht kann man nicht auf drei Rädern wegbringen.

Der Kondukteur legte dem Fuhrmanne noch einige Fragen vor. Ob er glaube, daß er das nächstemal aufpassen wolle; ob er vielleicht nicht aufpassen wolle, und ob noch ein solcher dummer Kerl Fuhrmann sei.

Dies alles brachte den Kutscher nicht aus seiner Ruhe.

Er stieg ab und stellte fest, daß das Rad vollständig kaput sei. Und da er infolge dieser

Tatsache die Meinung gewann, daß sein Aufenthalt von längerer Dauer sein werde, zog er die Tabakpfeife aus der Tasche und begann zu rauchen.

Erst jetzt faßte er den Kondukteur näher ins Auge, und als er ihn genug besichtigt hatte, erklärte er dem sich ansammelnden Publikum, daß er nicht aufpasse, weder auf die Tramway, noch auf den Kondukteur.

Und dann lud er die Aktiengesellschaft, sowie deren sämtliche Bedienstete zu einer intimen Würdigung seiner Rückseite ein.

In diesem Augenblicke drängte sich ein Schutzmann durch die Menge und stellte sich vor den Wagen hin.

„Was gibt's da? Was ist hier los?" fragte er.

„A hinters Radl is los," sagte der Kutscher.

„So? Das wer'n wir gleich haben," erwiderte der Schutzmann, und ich glaubte, daß er ein Mittel angeben wolle, wie man umgestürzten Wägen am schnellsten auf die Räder hilft.

Der Schutzmann zog ein dickes Buch aus der Brusttasche, öffnete es und nahm einen Bleistift heraus, der an dem Deckel steckte.

Während er ihn spitzte, kam wieder ein elektrischer Wagen angefahren. Der Lenker desselben machte großen Lärm, als er nicht vorwärts konnte, und der Schaffner blies heftig in sein silbernes Pfeifchen.

„Was ist denn das für ein unverschämtes

Gefeife? Wollen S' vielleicht aufhören zu feifen?" fragte der Schutzmann und blickte den Schaffner durchdringend an, während er den Bleistift mit der Zunge naß machte.

„So," sagte er dann, indem er sich wieder zu dem Kutscher wandte, „jetzt sagen Sie mir, wie Sie heißen tun."

„Matthias Küchelbacher."

„Mat—thi—as Kü—chel—bacher. Wo tun Sie geboren sein?"

„Han?"

„Wo Sie geboren sein tun?"

„S' Lauterbach."

„So? In Lau—ter—bach. Glauben S' vielleicht, es gibt bloß ein Lauterbach? Wollen S' vielleicht sagen, wo das Höft ist? Tun S' ein bissel genauer sein, Sie!"

Inzwischen hatte sich die Menge, welche den Wagen umstand, immer mehr vergrößert.

Ein Herr in der vordersten Reihe untersuchte mit sachverständiger Miene den Schaden. Er bückte sich und sah den Wagen von unten an; dann ging er vor und faßte die lange Seite scharf ins Auge, und dann bückte er sich wieder und klopfte mit seinem Stocke auf die drei ganzen Räder. Und dann sagte er, es sei bloß eines kaput, und wenn es wieder ganz wäre, könne man sofort wegfahren.

Die Umstehenden gaben ihm recht. Ein Arbeiter sagte, man müsse versuchen, ob man den Wagen nicht wegschieben könne. Er spuckte in die Hände und stellte sich an das hintere Ende des Wagens. Dann sagte er: „Öh ruck! öh ruck!" und schüttelte den Wagen, und spuckte immer wieder in seine Hände, bis ihn die Schutzleute zurücktrieben. Diese entwickelten jetzt eine große Tätigkeit. Sie gaben acht, daß die Zuschauer sich anständig benahmen und in einer geraden Linie standen. Das war nicht leicht. Wenn sie oben fertig waren, drängten unten die Neugierigen wieder vor, und deshalb liefen sie hin und her und wurden ganz atemlos dabei.

Noch dazu mußten sie acht geben, daß jeder Schutzmann, der hinzukam, seinen Platz erhielt, wenn ein Vorgesetzter erschien, mußten sie ihm alles erzählen, und wenn ein neuer Tramwaywagen daherfuhr, mußten sie dem Kondukteur einschärfen, daß er nicht durch die anderen Wägen durchfahren dürfe.

Ich weiß nicht, wie die Sache ausgegangen ist, weil ich nach zwei Stunden zum Abendessen gehen mußte. Aber ich las am nächsten Tage mit Befriedigung in den Blättern, daß der Polizeidirektor, der Minister des Innern und unsere zwei Bürgermeister am Platze erschienen waren.

Der Lämmergeier

I

Vor dem Wirtshause am schönen Gundelsee ging es heute hoch her. Aus der ganzen Gegend hatten sich die Landleute zusammengefunden, um das Namensfest des hl. Ignatius in altherkömmlicher Weise zu feiern.

Krämer hatten fliegende Buden aufgeschlagen, in welchen sie seidene Tücher für die schmucken „Dirndeln" und lederne Hosen für die strammen „Buam" verkauften. Hier hielt ein phantastisch gekleideter Araber Rosenkränze und „Rosen von Jericho" feil; dort bot eine alte Frau große Herzen aus Lebkuchen den kichernden Mädchen an.

Zwischen den Buden drängte und stieß sich die froh bewegte Menge.

Hochgewachsene Burschen mit kühnen Gesichtern, dralle Mädchen in reichgestickten Mieder, alte Mütterchen, welche noch die historischen Pelzhauben trugen, so wogte es durcheinander.

Die Tische vor dem Wirtshause waren bis auf den letzten Platz besetzt. Unter einer mächtigen Linde saßen die Honoratioren, lauter reiche Bauern, deren Mienen trotzigen Hochmut und eiserne Festigkeit verrieten.

Sie unterhielten sich von den Ereignissen, welche

sich draußen in der Welt abspielten, und sprachen manches ernste und gewichtige Wort.

Der Freihofbauer vom Freihof, Ignatius Rammelsteiner, fand das meiste Gehör.

„I woaß net," sagte er, „was mit dem Dreyfuas is. Ob s' 'n eppa auslassen, oder ob s' 'n eppa drin g'halten. De G'schicht ko ma b'schaugen, wia ma mog. Bal da Dreyfuas schuldi is, nacha ham s' Recht, daß s' eahm g'halten, aba bal er unschuldi is, nacha is a Gemeinheit."

„Recht hat er," murmelte ein ehrwürdiger Greis, dessen weiße Locken in jugendlicher Fülle unter dem grünen Hute hervorquollen.

„Ja, da Freihofbauer!" sagte wieder ein anderer, „dös is a Mo! An solchen gibt's net glei wieda in unsere Berg herin. Was der sagt, hat Hand und Fuaß!"

„Deswegen hat er's aa zu was bracht," erwiderte der Greis. „Schaug an Freihof o, Toni, wia r'a dasteht auf stolzer Höh. Justament wia r'a Königsschloß!"

„Und dös Rindviech! Und dös Heu und Grummet!" fiel ein Dritter ein. Wer amol an Freihofbauern sei Loni heirat, der ko von Glück sagen."

Der Freihofbauer nahm diese Ausbrüche der Bewunderung ruhig hin. Keine Muskel in seinem ausdrucksvollen Gesichte verriet, daß er sich geschmeichelt fühlte.

Er wartete ruhig, bis sich die Aufregung gelegt hatte, und fuhr dann bedächtig, jedes Wort betonend, fort:

„A Franzos is a Franzos! Und a Boar is a Boar. Bei uns herin waar da Dreyfuas entweder verurteilt worn oder freig'sprocha. Denn bei ins im Boarnland, da steht das Recht so fest und ewi wia insere Berg. Wir halten fest zu insern Kini und sein Haus . . ."

In diesem Augenblicke erbleichte er, und seine Falkenaugen flogen zu einem Tische hinüber, wo Burschen und Mädchen sich um einen Zitherspieler geschart hatten.

„Hergottsakrament, mit wem speanzelt denn da mei Loni?" murmelte er mit vor Wut erstickter Stimme und eilte mit großen Schritten zu der Gruppe hinüber.

Dem Zürnenden bot sich ein Anblick, der jeden unbeteiligten Zuschauer entzückt hätte.

Am Tische saß ein bildschöner Bursche; der keck zurückgeschobene Hut ließ die pechschwarzen Locken sehen, das martialisch geschnittene Gesicht war tief gebräunt, ebenso wie die offene Brust; die braunen Augen blickten hell und lustig in die Welt hinein.

Und nicht minder schön war das blonde Mädchen, welches zärtlich den Arm um den Hals des Burschen legte und ihm selig in die Augen schaute.

Der bäuerliche Adonis hielt auf seinen Knieen eine Zither, auf der er leise einige Akkorde griff, während er den Kopf zurückbog, um dem blonden Mädchen einen Kuß auf die frischen Lippen zu drücken.

Jetzt schwang das Mädchen mit der linken Hand fröhlich einen Maßkrug gegen die Zuschauer, und beide begannen mit glockenreinen Stimmen zu singen:

Oba so zwoa, wia mir zwoa,
Dös gibt's ja net glei.
Dulià, dulio, dulià — — —

„Jessas, da Voda!" kreischte das Mädchen plötzlich laut und blickte zitternd in das zornige Gesicht des Freihofbauern, der sich rasch durch die Zuschauer drängte.

„Jawohl, dei Voda! Du ehrvergessene Dirn! Hab i di deswegen aufzogen in da Furcht Gottes und der Heiligen, daß du mir, mir, an Freihofbauern vom Freihof dö Schand o'thuast und hängst di öffentli an so an Lumpen, so an Bazi, hi? Mach daß d' hoam kimmst, du . . . Mir reden no an Wortl mitanand! . . Du Luada! . . ."

„Voda, Voda! Red net so!" keuchte das Mädchen, „über mi derfst sag'n, was d' magst. Dös is dei guat's Recht. Aber an Seppi derfst net schimpfirn. Er is mei Bräutigam vor Gott und da Welt! I hab mi eahm antraut durch

an heilinga Schwur. Und ich brich den Schwur net, Voda! . . ."

„Wos? Herrgottsakrament! . . ."

„Fluach net so gotteslästerlich, Freihofbauer," fiel jetzt der Seppl ein, „und koan Bazi muaßt mi net hoaßen! I hob ehrliche Händ und a Paar starke Arm. Auf dena will i mei Loni tragen durch dös Leben, daß s' an koa Stoanl net anstößt. Dei Geld brauch i net, Freihofbauer vom Freihof!"

Mit stolz erhobenem Haupte schritt er durch die Menge, nachdem er noch lange und innig seinem Schatze in die Augen geblickt hatte.

Auch die Zuschauer entfernten sich und ließen den zürnenden Alten allein mit seiner Tochter.

„Machst net glei, daß d' hoam kimmst, du Loas? Machst it, daß d' hoam kimmst?" knurrte der tiefverletzte Vater. „I trink no a Maaß a zwoa, nacha kimm i aa und zünd' dir a Liacht auf, du schelchaugets Weibsbild!" — — —

II

Der Freihof lag friedlich und still in der sternenhellen Sommernacht. Das Mondlicht stahl sich zitternd durch den dunkeln Tannenforst und legte sich breit auf die duftenden Wiesen.

Ein leiser Pfiff unterbrach die Stille. Ein Schatten huschte um das Haus, dann hörte man oben ein Fenster klirren.

„Loni, bist a's du?"

„Ja, i bi's, moi herziga Bua. Was willst no so spat auf den Abend?"

„Schau, Loni, mir hat's koa Ruah net lassen, daß mi dei Voda so hart g'redt hat. In mi is g'rad, als wenn ei'wendi a Feuer brenna tat. O, mei liaba Schatz, jetzt muaß i furt vo dir. I roas' ins Amerika hintri zum Buffalo Bill."

„Mariand Josef, Seppl, tua net freveln..."

„Na, Loni, des is b'schlossen. Was tua denn i no auf dera Welt, wann i di net haben derf? Inser Herrgott woaß, wia i di liab hab! Du bist des Höchste g'wen, des wo i kennt hab. Zu dir hon i aufg'schaut wia zua r'a Heilingen. Du bist da Leitstern g'wen in meinem Leben, du hast mi g'halten, du ganz alloan. Jatzt bin i nix mehr, bal i di nimma hab. Koa Reh im Wald is so valassen als wia'n i."

„O, mei liaba Bua!..."

„Ja, Loni, schaug', often hon i mir denkt, wia des Glück, des unmenschliche Glück über mi kemma is, ob i dei Liab denn wert bi. Bal i so in deine veigerlblauen Augen g'schaugt hab, is mir gnetta so g'wen, als wia wann da heilige Petrus an Himmi aufmachet. Und jatzt is alles gar, jatzt is aus und gar. Jatzt muaß i zu de Hindianer."

„Seppi, Seppi. O du liaba Himmivoda, is

denn mögli, daß a Menschenherz an solchenen Schmerz aushalten ko. I stirb, bal i di nimma siech, Seppi. Na kimmst auf mei Grab und bringst ma rote Nagerle und Almrösein, wia's zua Lebzeiten . . ."

„Loni, woaßt wos? Geh du mit mir! I hob a paar starker Arm, i vodean scho, was ma braucha; a kloane Hütten und a groß Glück . . ."

„Na, Bua, das kon i net. Dös waar a Sünd'. Schaug, wann mei Voda aa net recht hat, so derf i do nix toa genga sein Willen. Er is mir amol g'setzt vom Himmi als mei Voda . . ."

„Ja, wohr is, Loni. Du hast recht. I bitt di um Vazeihung, daß i so an Gedanken hab fassen kinna. Du hast recht. Das heilinge Gebot sagt: Du sollst Voda und Muatta ehren, auf daß es dir wohl ergehe und du . . . Au, au! Herrgottsakrament! . . ."

„Jessas Bua! Was host denn? Wos host denn? . . ."

„Au! hör do auf! Dei Voda, de b'suffene Sau is do . . ."

„Gel, hob i di dawischt, du Herrgottsbazi, du ganz vadächtiga! Jetzt hau i di amol her, daß s' a Freud is . . . Wart, Bürschei! . . ."

Der Freihofbauer vom Freihof hatte sich an das Haus herangeschlichen und schlug mit voller Kraft auf das Sitzleder des unglücklichen Burschen

ein, der zwischen Himmel und Erde von der Altane herunterhing.

Zorn, Entrüstung, väterlicher Schmerz verstärkten seine Kraft; alle diese Gefühle legte er in die Prügel hinein. Außerdem war er so betrunken, daß er bei jedem Hiebe in das Stolpern kam.

Seppl ließ sich zu Boden fallen und rannte blind vor seelischem und körperlichem Schmerz davon, dem Abgrunde entgegen, der gerade hinter dem Freihofe zum Gundelsee hinuntergähnte.

Loni schrie verzweifelt, auch der Freihofbauer vergaß ernüchtert seinen Zorn und starrte dem Unglücklichen nach. Da . . . ein Schrei, ein Fall! . . . dann nichts mehr! . . .

Der Freihofbauer blickte zum Nachthimmel empor, entblößte langsam das Haupt und murmelte mit erstickter Stimme: „Gott sei der armen Seele gnädig. Von da drunt kimmt koana mehr aufa."

Im Zimmer oben lag Loni; bewußtlos, aus einer kleinen Wunde an der Stirne sickerte das Blut —- —

III

Vor dem Wirtshause am Gundelsee saß auf einem Stuhle ein bleicher Mann. Den Arm trug er in der Schlinge, um die Stirne war ein schwarzes Tuch geschlungen.

Es war — Seppl!

Über ihn beugte sich Loni und redete ihm liebreich zu, die stärkende Suppe zu essen. Der Kranke schlug die Augen auf; mit verklärtem Gesichte blickte er auf die weibliche Erscheinung.

„Wo bin i denn?" flüsterte er. „Bin i beim liab'n Himmivoda? Und hot er di aa scho g'holt, du liab's Deandl?" . . ."

„Seppi, du bist net g'schtarben," schluchzte Loni, „du bist no am Leben, du bist no auf dera Welt, de jatzt erscht schö werd für di und mi!..."

„Loni, is dös wohr? Is dös wohr?" flüsterte der Kranke.

„Ja, Seppl, und siagst, dort kimmt da Voda, der gibt ins an Segen . . ."

Langsam nahte sich der Freihofbauer. Die eine Nacht hatte seine hohe Gestalt gebeugt und sein Haar gebleicht. Seine Hände zitterten an dem verhängnisvollen Stocke, als er den bleichen Burschen vor sich sah.

„Seppl," sagte er, „i hob dir Unrecht to. I ko des alles net guat macha. Aber des beste, des liabste, wos i hob auf dera Welt, des gib i dir — dort, mei Loni!"

„Freihofbauer, du bist an edla Mensch!" sagte der Kranke, „an deiner Loni will i des Guate vergelten, wos du mir to hast . . ."

Lange verharrte die Gruppe, zu welcher sich

inzwischen der Wirt und ein fremder Herr gesellt hatten, in schweigender Rührung.

Der Freihofbauer unterbrach die Stille.

„Jatzt sog mir nur grod, Seppl, wia is des mögli, daß du no am Leben bist von dem jachen Fall? Do muaß insa Herrgott a Wunda to ham."

„Des hot er aber aa," erwiderte der Kranke. „Siegst, Baua, wia i vo dir wegg'stürtzt bi, is auf oamol schwarz vor meine Augen worn, da Boden is mir unter die Füaß vaschwunden, und i fall in den klaftertiafen Abgrund.

„I hob Reu und Leid g'macht, und hob mi in mei Schicksal ergeben.

„Da g'spür i über mi im Fallen an Flügelschlag, und in den Augenblick packt mi was, fest bei meiner buchsbaamen Hosen, und krallt si ei, und tragt mi weg. A Lämmergeier is g'wen, a mentisch großer; der hot mi wohl för a Gambs g'halten oder so was. Und so g'fährli des Viech aa sunst in insere Berg doherinna is, desmol is da Raubvogel mei Retter g'wen. I hob no g'spürt, wia r'a tiafer und tiafer mit mir weg g'stricha is. Auf oamol hon i wieda an Boden g'spürt, und nacha woaß i nix mehr."

„Des ander woaß i," fiel der Wirt ein, „me Knecht is über d' Almwiesen ganga, und siecht, wia da Geier was am Boden fallen laßt. Er

schreit und lafft zuawi, und sind zu sein Schrecken an Seppi . . . ."

Der Freihofbauer hatte schon längst den Hut abgezogen. Tränen liefen über seine gebräunten Wangen, als er jetzt die Augen zum Himmel aufschlug und mit tiefer Stimme sagte: „Ja, des is wahrli a Wunda!" Auch der Fremde hatte in sichtlicher Rührung die Erzählung gehört. Er trat jetzt vor und sagte: „Härn Se, nächst Gott verdanken Sie Ihre Rettung der ledernen Hose, die das alles ausgehalten hat. Ei cha!"

Loni aber beugte sich über ihren Bräutigam und küßte den Geretteten lange und innig.

Werke von Ludwig Thoma

Der Wittiber, Bauernroman	15. Tausend
Andreas Vöst, Bauernroman	24. Tausend
Altaich, Heitere Sommergeschichte	20. Tausend
Lausbubengeschichten	70. Tausend
Tante Frieda, Neue Lausbubengesch.	43. Tausend
Kleinstadtgeschichten	30. Tausend
Briefwechsel eines bayrischen Landtagsabgeordneten	50. Tausend
Jozef Filsers Briefwexel. 2. Buch	20. Tausend
Nachbarsleute, Erzählungen	15. Tausend
Agricola, Bauerngeschichten	17. Tausend
Der heilige Hies, Bauerngeschichte	7. Tausend
Hochzeit, Bauerngeschichte	16. Tausend
Das Kälbchen, Novellen	30. Tausend
Assessor Karlchen, Humoresken	50. Tausend
Das Aquarium, Humoresken	20. Tausend
Die Sippe, Schauspiel	3. Tausend
Magdalena, Volksstück	7. Tausend
Moral, Komödie	15. Tausend
Die Medaille, Komödie	11. Tausend
Die Lokalbahn, Komödie	10. Tausend
Erster Klasse, Bauernschwank	14. Tausend
Lottchens Geburtstag, Lustspiel	7. Tausend
Das Säuglingsheim, Burleske	5. Tausend
Der erste August, Zwei Einakter	10. Tausend
Brautschau, Drei Einakter	5. Tausend
Waldfrieden, Lustspiel	5. Tausend
„Peter Schlemihl", Gedichte	3. Tausend
Moritaten, Lustige Verse	7. Tausend
Grobheiten, Simplicissimus-Gedichte	15. Tausend
Neue Grobheiten, Simplicissimus-Gedichte	12. Tausend
Kirchweih, Simplicissimus-Gedichte	5. Tausend
Heilige Nacht, Weihnachtslegende	5. Tausend

Verlag von Albert Langen, München

Langens Mark-Bücher

Eine Sammlung moderner Literatur

Jeder Band gebunden 1 Mark

Es sind bisher erschienen:

Band 1. Ludwig Thoma, Assessor Karlchen
Band 2. Max Dauthendey, Der Garten ohne Jahreszeiten
Band 3. Knut Hamsun, Abenteurer
Band 4. Selma Lagerlöf, Die sieben Todsünden
Band 5. Grazia Deledda, Sardische Geschichten
Band 6. Peter Scher, Die Flucht aus Berlin
Band 7. Alexander Castell, Das Fenster
Band 8. Otto Julius Bierbaum, Die Haare der heiligen Fringilla
Band 9. Ernst W. Freißler, Der Hof zu den Nußbäumen
Band 10. Korfiz Holm, Schloß Übermut
Band 11. Gustav Meyrink, Der heiße Soldat
Band 12. Bruno Frank, Der Himmel der Enttäuschten
Band 13. Ludwig Thoma, Das Aquarium
Band 14. Björnstjerne Björnson, Mutters Hände
Band 15. Ernst v. Wolzogen, Vom Peperl
Band 16. Otto Soyka, Die Liebesfalle
Band 17. Walter von Molo, Die ewige Tragikomödie
Band 18. Heinrich Mann, Bunte Gesellschaft
Band 19. F. Gräfin zu Reventlow, Das Logierhaus zur schwankenden Weltkugel
Band 20. Otto Alscher, Die Kluft
Band 21. Verner v. Heidenstam, Kampf und Tod Karls des Zwölften
Band 22. Alex. Castell, Die mysteriöse Tänzerin
Band 23. Auguste Hauschner, Daatjes Hochzeit

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders in Leipzig